

Meine Erinnerungen an Felix Mendelssohn-Bartholdy und seine ...

Eduard Devrient

Digitized by Google



HN 24BZ 6

Digitized by Google



55173

· EX LIBRIS ·
RICHARD
ALDRICH

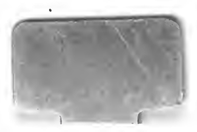


Digitized by Google



55173

• EX LIBRIS •
RICHARD
ALDRICH



Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Dramatische

und

Dramaturgische Schriften

von

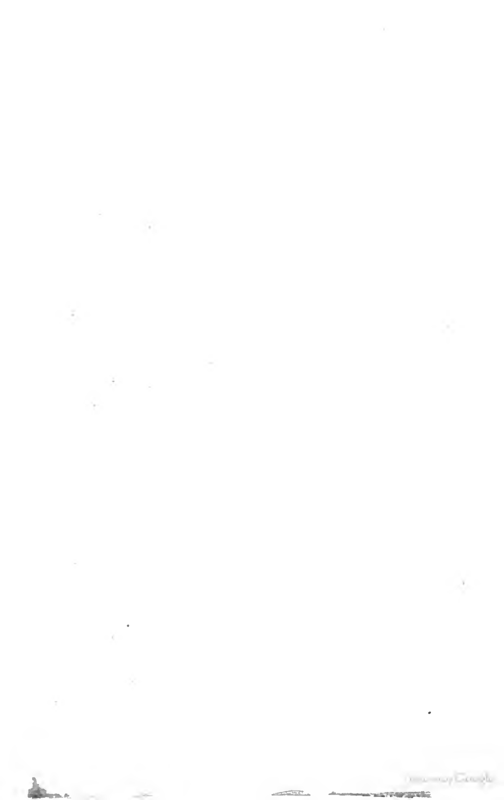
Eduard Devrient.

Zehnter Band.

Erinnerungen an F. Mendelssohn-Bartholdy.



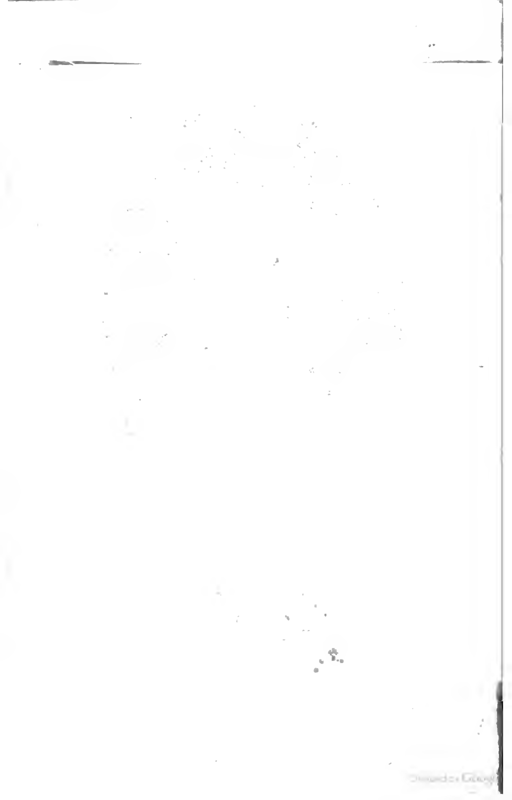
Leipzig
Verlagsbuchhandlung von J. J. Weber.
1869.





Stich u. Druck v. Weger in Leipzig

Felix Mendelssohn Bartholdy



Meine Erinnerungen

an

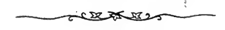
Felix Mendelssohn-Bartholdy

und

Seine Briefe an mich.

Von

Eduard Devrient.



Leipzig
Verlagsbuchhandlung von J. J. Weber.
1869.

Digitized by Google

KD55173

Der Verfasser behält sich das Recht der Uebersetzung in fremde Sprachen vor.

HARVARD
UNIVERSITY
LIBRARY
OCT 15 1956

Digitized by Google

Erinnerungen

an

Mendelssohn-Bartholdy.

Digitized by Google



Vorwort.

Die Persönlichkeit unserer hervorragenden Künstler hat immer einen großen und allgemeinen Antheil erregt. Das Publicum hat das überzeugende Gefühl, die Kenner haben die geprüfte Ueberzeugung, daß die Kunstschöpfung die Blüthe der Persönlichkeit des Künstlers sei, man glaubt seine Werke besser zu verstehen, wenn man den Künstler kennt.

Digitized by Google

Aber auch ein rein menschliches Interesse läßt uns nach dem Leben, den Schicksalen und dem Charakter ausgezeichneter Künstler forschen, wir glauben in diesen vorragend begabten und gefeierten Menschen die Menschheit auf ihren Höhenpunkten studiren zu können; es erregt unsern innigsten Antheil, wahrzunehmen: wie bei so reizbarer Eindrucksfähigkeit, bei so gesteigertem Pulsschlage des ganzen geistigen Lebens, das rein Menschliche in solchen Individuen sich verhielt.

Von Felix Mendelssohn-Bartholdy besitzen wir noch keine, sein künstlerisches wie persönliches Leben umfassende Geschichte, und ich glaube, das ist gut und seiner Eigenthümlichkeit angemessen; ich habe mich wiederholt gegen die Familie geweigert, die ehrenvolle Freundesaufgabe einer Biographie zu übernehmen. Inzwischen ist eine fleißige kritische Darstellung der Compositionen Mendelssohns von Reißmann erschie-

nen und Felix' Bruder Paul hat den glücklichen Gedanken gehabt, eine Auswahl von Briefen des Verstorbenen zu veröffentlichen, die, großentheils vertrauliche Mittheilungen enthaltend, einen Blick in die sonnenhelle Persönlichkeit erschlossen.

Aber die Herausgabe dieser Briefe unterlag gewissen stofflichen Beschränkungen, und unternahm im zweiten Bande eine Ausdehnung auf eine größere Anzahl von Personen und geschäftliche Angelegenheiten. Erwünscht möchte daher jetzt wohl ein weiterer Beitrag zur Kenntniß von Mendelssohns Persönlichkeit sein, der Nichts als seinen lebendigen Verkehr mit einem seiner vertrautesten Freunde und was sich daran knüpft, darzustellen unternimmt.

Für den Musiker sprechen seine Werke, ich werde davon nur meine gelegentlichen Eindrücke schildern, aber Manches, was ich in sechsundzwanzig Jahren von Mendelssohns achtunddreißigjährigem Leben mit

ihm getheilt, wird seine künstlerische Thätigkeit erklären und wird den liebenswürdigen, fein gestimmten, edlen Menschen, selbst in seinen Schwächen und Fehlern, deutlicher erkennen lassen.

Carlsruhe, im Juli 1868.

Der Verfasser.

Meine Erinnerungen

an

Felix Mendelssohn-Bartholdy

und

Seine Briefe an mich.

Digitized by Google

Als ich im Januar 1822 zu Felix Mendelssohn in persönliche Beziehung trat, war er ein Knabe von fast dreizehn, ich ein junger Mann von über zwanzig Jahren, schon beinahe drei Jahre bei der königlichen Oper in Berlin als Baritonist angestellt und hatte durch eine frühe Verlobung meinem Leben bereits Stabilität gegeben.

Seit sechs Jahren war die Familie Mendelssohn von Paris nach Berlin gezogen, sie hatte vorher in Hamburg gewohnt, wo Felix am 3. Februar 1809 geboren worden. Ich hatte den Knaben dann und wann gesehen, er fiel durch sein langes braunes Lockenhaar auf, wenn er an seines Vaters Hand, in seinen großen Schuhen, rüstig durch die Straßen stapfte. In den letzten Jahren bemerkte ich ihn oft, auf meinem gewohnten Wege zu meiner Braut, vor der Thür des großmütterlichen Hauses auf der neuen Promenade, eifrig mit andern Knaben Zeck oder Anschlag spielend. In musikalischen Kreisen hatte ich von den

außerordentlichen Fähigkeiten des Knaben gehört, ihn in der Singakademie und in Zelters Freitagsmusiken gesehen, auch in einer Singetheegesellschaft getroffen, wo er unter den Erwachsenen in seinem Kinderanzuge, dem sogenannten Habit, stand: einer am Halse weit ausgeschnittenen engen Jacke, über welche das weite Beinkleid geknöpft war. In dessen seitwärts eingeschnittene Taschen hatte der Kleine gern die Hände gesteckt und wiegte den Lockenkopf seitwärts hin und wider, wie er unruhig von einem Fuß auf den andern trat. Mit fast ganz zugelegten Augenlidern, zwischen denen die braunen Augen hervorblitzten, stieß er seine Antworten auf die neugierig prüfenden Fragen — wie man sie an Wunderkinder zu richten pflegt — mit etwas anstoßender Zunge fast trotzig hervor.

Sein Clavierspiel fand ich von erstaunlicher Fertigkeit und musikalischer Sicherheit, aber es stand dem seiner älteren Schwester Fanny jetzt noch nach: indessen erzählte man sich von Compositionen, selbst kleiner Opern, des Knaben.

Mit Fanny war inzwischen meine Braut Therese auf der Singakademie bekannt geworden, und da man in diesem Winter wieder, wie im vorigen, im Mendelssohn'schen Hause Felix' Operncompositionen singen wollte, und es an einem Sopran dazu fehlte, so wurde Therese dazu von ihrem Gesanglehrer Zelter, der Director der Singakademie, im Mendelssohn-

schen Hause Generalbaßlehrer und hochangesehen und befreundet war, eingeführt. Bald kam auch die Reihe an mich. Felix' Violinlehrer, der Concertmeister Henning, sollte die Baßpartien singen, fand sich aber unfähig dazu und schlug mich zum Stellvertreter vor. So kam ich zu den Proben von Felix' frühesten Opern in das Haus seiner Eltern.

Bei dem Reichthume, den man Felix' Vater zuschrieb, mußte die Einrichtung der Wohnung fast gesucht einfach erscheinen. Tapeten und Möbel waren sehr bescheiden, aber die Wände des Salons waren mit den Kupferstichen der Rafael'schen Logen bedeckt. Die Singenden saßen um den großen Eßtisch und nahe dem Flügel, an dem auf einem hohen Kissen Felix saß und unbefangen, ernsthaft und eifrig, als ob er ein Knabenspiel mit seinen Kameraden vorhätte, uns dirigirte und meisterte. Daß so viele erwachsene Personen um seiner Composition willen sich bemühten, schien ihn so wenig eitel zu machen, als daß er nun schon die dritte kleine Oper geschrieben hatte und mit einer größeren beschäftigt war. Ihm war augenscheinlich nur um's Musikmachen zu thun und er nahm wohl an: uns sei es auch so. Schon am ersten Abende fiel uns auf, daß das Persönliche und Eitle bei dem Knaben sehr schwach, dagegen das Verlangen: zu erfahren, zu lernen, zu prüfen, um der Sache willen weiter zu kommen, entschieden vorherrschend war.

Als die Stücke durchprobirt waren, hatte er keine Sorge, als die Musikblätter sorgsam zusammenzusuchen und in Ordnung zu legen, bevor er auf unsere lobende Ansprache hörte, die er artig annahm, aber gern auf Einzelnes der Ausführung fragend oder berichtigend einlenkte.

Es waren zwei einactige Opern, die wir nun mehrmals probirten: „Die beiden Pädagogen“, die schon im vorigen Winter zusammen mit dem ersten Versuche: „Soldatenliebschaft“, — den ich nicht kennen lernte — gesungen worden, und eine neue: „Die wandernden Virtuosen“. Die Texte hierzu waren aus französischen Vaudevilles vom jungen Doctor Caspar*) — der sehr lebendig die Tenorbuffo-Partien sang — zusammengestellt.

Die Musik war eigenthümlich, ungesucht an die natürliche Declamation der Worte geheftet, ohne besondere melodische Einfälle, aber die komischen Momente mit Humor und Geschicklichkeit benutzend. Ich suchte nach Aehnlichkeit mit älteren Componisten und konnte sie nur allenfalls mit Dittersdorf finden. Hervorragend im Effect war ein Duett der zweiten Oper, zwischen einem verstellten und einem wirklichen Schulmeister, welche über die Erziehungsmethoden von Basedow und Pestalozzi stritten; Doctor Caspar und ich

*) Er wurde später geheimer Medicinalrath.

sangen es zu großer Belustigung bei Proben und Aufführung vor großer Gesellschaft.

Von nun an wurden Therese und ich heimisch im Mendelssohn'schen Hause, Felix gewann Zuneigung zu mir, den Eltern schien das zuzusagen, und Therese's Verhältniß zu Fanny wurde vertrauter.

Wir musicirten nun manchen Abend, lasen mit vertheilten Rollen Shakespeare's Stücke, nahmen thätig oder zuhörend theil an den Sonntagsmusiken, wozu der vermögende Vater dem Sohn ein kleines Orchester aus der Hofkapelle sammeln konnte, sodaß Felix den unermeßlichen Vortheil genoß, schon in diesen Knabenjahren mit der Natur der Instrumente und ihrer Führung vertraut zu werden, auch seine eigenen Compositionen in praktischer Ausführung sofort prüfen zu können. Auf einem Tabouret stand der Knabe vor seinem Notenpult und nahm sich unter den gesetzten Musikern, besonders neben dem riesigen Contrabassisten, wunderkindlich genug aus in seinem Knabenhabit, wenn er, die langen Locken in den bloßen Nacken schüttelnd, über die Männer hinsah wie ein kleiner Feldherr, dann tapfer mit dem Tactstock einschlug und mit Ruhe und Sicherheit, und doch immer wie lauschend und aushorchend, sein Stück zu Ende dirigirte.

Natürlich führte er auch andere als seine eigenen Compositionen bei diesen Sonntagsmusiken auf und er

sowohl als Fanny spielten Trios und andere Clavierstücke zum Orchester.

Was das frühe Hineinwachsen in das Verständniß des Orchesters und in die Routine der Direction für Felix' Entwickelung wirken mußte, liegt auf der Hand. Ich lernte überhaupt den reichen Lehrapparat, die hervorragenden Lehrkräfte kennen, welche zu seiner Erziehung wirkten. Die Mutter zunächst hatte der beiden älteren Kinder Claviertalent zuerst entdeckt und durch ihren Unterricht entwickelt. In Berlin war der ehrenfeste, knorrige Zelter ihr Lehrer im Generalbaß, der weiche, gemüthwarme Berger ihr Clavierlehrer geworden; bei dem exacten Henning fing Felix an Geige zu spielen. Der drollige kleine Professor Rösel unterrichtete im Landschaftzeichnen, Felix lernte von ihm mehr als seine Geschwister, er lernte sich später von der Manier seines Lehrers frei machen. Der junge Doctor Heyse aber*) war Hauslehrer der vier Kinder, die alle mit außerordentlichen Verstandesgaben ausgestattet waren; er förderte in seiner ruhigen Gründlichkeit Felix' wissenschaftliche Ausbildung bis zum Universitätsexamen. Die Abneigung gegen die griechischen Sprachstudien half ihm seine jüngere Schwester Rebecca durch ihre Theilnahme am Unterricht überwinden.

*) Des Dichters Paul Heyse Vater.

Digitized by Google

Die Mutter, eine ebenso verstandesscharfe und feingebildete als haushälterisch fleißige Frau, die man stets beschäftigt fand, sei es mit Lectüre oder wirthschaftlicher Handarbeit, hielt die Kinder mit unerbittlichem Nachdruck zum Fleiße an. Daß die Thätigkeit für Felix zu einem Gewohnheitsbedürfniß wurde, kam wohl daher. Wenig anmuthende Arbeiten mußte er wohl in der Mutter Zimmer zu ihren Füßen an Rebecca's Kindertischchen machen. Wenn ich zum Vormittagsbesuch bei der Mutter war und er mit seinem Butterbrode — das ihm das Recht gab von der Arbeit zu gehen — ins Vorderzimmer kam und länger mit mir plauderte, als das Butterbrod reichte, so scheuchte ihn gewiß sehr bald der Mutter kurzab hingeworfene Aeußerung: „Felix, thust Du Nichts?" wieder ins Hinterzimmer.

Den wichtigsten Einfluß auf des Sohnes Entwickelung hatte der Vater, das war unschwer zu erkennen. Abraham Mendelssohn war ein ausgezeichneter Mensch, in dessen Seele und Geist sich das Leben mit ungewöhnlicher Klarheit abspiegelte, dessen Denken und Fühlen, Lernen und Erkennen ihn das Göttliche in der höheren Vernunft hatte finden lassen. Dem geborenen Juden, dem Sohne des Philosophen Moses Mendelssohn war diese Ueberzeugung natürlich, mir, der ich im Alter der kirchlichen Empfindungsschwelgerei stand, wurde sie erst nach und nach verständlich,

aber das sichere Maß, nach dem er den Werth der Dinge schätzte, imponirte mir sogleich. Die Ueberzeugung, daß unser Leben eine Verpflichtung zur Arbeit, zum Nützen und Streben sei, diese Ueberzeugung erbte Felix von seinem Vater.

Eine bei so viel Weisheit auffallende Erscheinung, die wohl aus physischen Ursachen hergeleitet werden muß, war Abraham Mendelssohn's Streitsucht, die mit den Jahren wuchs, ja immer spitzfindiger und unleidlicher wurde. Stand die Ursache dieser Gereiztheit mit seinem jähen Tode in Beziehung und sollte sie sich auch auf Felix vererben?

Wenn man zu den ausgezeichneten Persönlichkeiten, welche bestimmt verpflichteten Einfluß auf Felix hatten, noch die Einwirkung der alten und jungen Hausfreunde, der angesehenen und merkwürdigen Fremden hinzuzählt, welche das Haus vorübergehend besuchten, so kann man sagen, daß wir unter allen hervorragenden Männern unseres Volkes kein zweites Beispiel einer so begünstigten Jugend aufzuweisen haben.

Inzwischen kam der Sommer 1822, und während das ganze Mendelssohn'sche Haus sich zu einer großen Schweizerreise rüstete, trat ich meine erste Prüfungs-

und Studienreise an, die mich nach Dresden und an den Rhein führte, vom September an aber in Frankfurt a. M. festhielt.

Da begegnete ich eines Tages auf der Straße dem Doctor Heyse mit Felix, dessen Aeußeres verändert worden. Die schönen braunen Locken waren bis in's Genick verkürzt, das Kinderhabit war einem Knabenanzuge mit offener Jacke über der Weste gewichen. Die Reform war seinem Alter gemäß, aber ich vermißte das frühere eigenthümliche Aussehen ungern.

Die Familie, auf der Heimreise begriffen, machte einige Rasttage in Frankfurt, während welcher ich ihr vertraulich aufgenommener Gesellschafter war. Hier wurde der kaum einige Jahre jüngere Ferdinand Hiller, auch ein Knabe mit langen braunen Locken, von seinem Vater vorgeführt; der Anfang zu einer warmen Freundschaft. Der Musikhändler und Componist André von Offenbach, ein corpulenter Mann mit lauter Rede und lautem Lachen, kam auch, um Felix kennen zu lernen und producirte von seinen neuen Liedercompositionen. Er forderte Felix heraus, auf dem Flügel zu phantasiren, eine Kunst, die damals, durch Hummels Vorgang, sehr beliebt war und für die Probe eines echt musikalischen Clavierspielers galt. Felix, der schon eine außerordentliche Fähigkeit darin bewährt hatte, machte sich das stille Vergnügen, das Thema eines soeben gehörten Liedes von André und

eines von meiner bescheidenen Composition, — das ich ihm einmal gezeigt und er in seinem Nichts verlierenden Gedächtnisse behalten hatte — einzuflechten und zu verarbeiten. Er lachte nachher darüber und erinnerte sich später gern daran, wie André, breit neben dem Flügel sitzend, sein Thema, so oft es erschien, mit lautem Lachmeckern signalisirte, und ich, hinter Felix' Stuhl stehend, mein Thema mit sanftem Murren recognoscirte, und wie er uns diese Künste immer habe wiederholen lassen. Im Cäcilienverein aber, wo Felix auf des Directors Schelble Bitte ebenfalls phantasirte, nahm er es ernsthafter, knüpfte an die vorher gesungene Motette von Bach an und riß durch Reichthum der Erfindung, durch den strengen Styl der Behandlung, wie durch die erstaunliche Fertigkeit und energische Ausdauer uns Alle, die wir ihn hörten, zur Bewunderung fort. Diese Stunde gewann dem Knaben Schelble's Freundschaft, mir machte sie Felix' großen Beruf überzeugend.

Nach Berlin zurückgekehrt, wurde unsere Beziehung zum Mendelssohn'schen Hause immer wärmer, Therese inniger befreundet mit Fanny und ihre Vertraute in der Neigung, welche sich zwischen ihr und dem mir befreundeten Maler Hensel entspann. Da dieser mich ebenfalls zum Vertrauten seiner Liebe und der Schwierigkeiten machte, welche die Mutter ihm, um seiner katholisirenden Richtung willen — die damals in der

Berliner Luft lag — machte, so war durch Therese und mich eine Art von sympathetischer Kette zwischen den Liebenden gezogen, obschon wir uns sorgsam jeder Einmischung enthielten. Als ich im Sommer 1823 nach Wien ging, um von den dort zusammenwirkenden berühmten italienischen Sängern, Lablache an der Spitze, zu lernen, traf ich verabredetermaßen mit Hensel zusammen, der auf seiner Reise nach Rom begriffen war, und die sympathetische Kette wurde in dieser Zeit durch meine Briefe an Therese fortgeleitet.

Felix wuchs indessen an den gewohnten Studien und Productionen fort und fort. Nicht minder, als die von Zeit zu Zeit wiederholten Orchestermusiken des Sonntags Vormittags, förderten ihn in anderer Richtung die Freitagsmusiken bei Zelter. Hier sammelte sich eine kleine Zahl von Mitgliedern der Singakademie, denen daran gelegen war, schwierige Werke alter Componisten kennen zu lernen. Hier sangen wir die — wie Zelter sie nannte — „borstigen Stücke" von Sebastian Bach, der damals noch allgemein für einen unverständlichen musikalischen Rechenmeister, von erstaunlicher Fähigkeit im Fugenschreiben, galt und von dem die Singakademie nur wenige seiner Motetten, und diese selten, sang.

Mich hatte Zelter, als seinen Schüler, bald nach meinem Eintritt in die Singakademie (1818) zu diesen Freitagsmusiken gezogen, ich hatte auch Felix

Digitized by Google

und Fanny dort getroffen, die beide im Chor Alt mitsangen und die Zelter gelegentlich dies und jenes Stück am Flügel begleiten ließ; jetzt aber war dieser Platz Felix gänzlich eingeräumt.

So lernte er die Musikwerke kennen und behandeln, welche Zelter — wie einen geheimnißvollen heiligen Schatz — vor der Welt verborgen hielt, für welche sie, nach seiner Meinung, keinen Werth mehr hatten; hier lernte Felix auch einzelne Stücke aus Bach's Passionsmusiken kennen und sein glühendster Wunsch wurde es, die große Passion nach dem Evangelisten Matthäus zu besitzen, ein Wunsch, den ihm seine Großmutter zu Weihnachten 1823 erfüllte. Es war nicht leicht gewesen, von Zelter, dem eifersüchtigen Sammler, die Erlaubniß der Abschrift zu erbitten. Eduard Rietz hatte diese übernommen, ein junger trefflicher Violinspieler, ein kränklicher, stiller und gesinnungsvoller Musiker, der Hennings Stelle als Felix' Violinlehrer übernommen hatte und von seinem Schüler die Erstlinge seines zärtlichen Freundschaftsbedürfnisses empfing. Felix zeigte mir am Weihnachtsfeste, zu dem ich mit Therese geladen war, mit ehrfurchtsvoll verklärtem Gesicht die musterhafte Abschrift des heiligen Meisterwerkes, das nun zu seinem Lieblingsstudium diente.

Im nächsten Jahre 1824 hatte Felix neben einigen Instrumentalcompositionen auch eine dreiactige komische Oper „Der Oncle aus Boston" beendet, deren Text ihm wieder Dr. Caspar gemacht, von der Therese und ich eine Anzahl unterhaltender Proben und zwei musikalische Aufführungen mit dazwischen gelesenem Dialog mitmachten.

Die Arbeit zeigte, gegen die ersten Opern gehalten, einen offenbaren Fortschritt in der Melodienführung und Behandlung der Singstimmen. Ein Terzett von Tenor und zwei Sopranen, eine Arie des Sopranes zeichneten sich hierin besonders aus; am meisten gefiel ein glückwünschender Frauenchor mit Sopransolo, den einige Hausfreunde sehr unpassend dem damals neuen Jungfernkranz im „Freischütz" gleichstellten. Ludwig Robert, der von Karlsruhe dem Varnhagen'schen Ehepaare nach Berlin nachgezogen und im Mendelssohnschen Hause sehr beliebt war, erbot sich für Felix eine Oper zu schreiben, in welcher dieses Musikstück den Knotenpunkt bilden und durch seine Reminiscenzen die ganze Oper tragen solle. Mendelssohns waren verständig genug, nicht darauf einzugehen.

Wenige Tage nach der zweiten Aufführung dieser Oper feierte ich meine Hochzeit mit Therese unter der wärmsten Theilnahme des Mendelssohn'schen Hauses. Bei Felix erzeugte dieser Abschnitt meines Lebens

Digitized by Google

eine gewisse Zurückhaltung gegen mich, für den fünfzehnjährigen Menschen war Vieles an mir dadurch verändert. Der Hausvater flößte ihm eine Art von Respect ein; daß ich mit einem weiblichen Wesen vertraut geworden, erweckte ihm eine zarte Scheu.

Wie eine junge Ehe zu isoliren pflegt, so geschah es, daß wir in der nächsten Zeit auch seltener als bisher in der Familie waren und ich von Felix' Arbeiten weniger wußte; was aber der gesellige Verkehr des immer offenen Hauses auf ihn wirken mußte, blieb mir vertraut genug. Die damals in Berlin noch geltende Sitte des zwanglosen Abendbesuches, bei der ungesuchtesten Bewirthung, herrschte im Mendelssohn'schen Hause vollständig und erzeugte den ungezwungensten, immer geistig angeregten Verkehr. Zu den ungeladenen und immer willkommenen Gästen gehörten, außer dem lebhaften und anregenden Doctor Caspar und seiner jungen muntern Frau, der junge hannover'sche Legationssecretär Klingemann, der Sohn des Professors, Theaterdirectors und Schriftstellers August Klingemann. Ein feiner Mensch, von zarter und warmer Empfindung, die ein etwas ceremoniell diplomatisches Benehmen verhüllte, die aber für Felix verständlich und der Grund der wärmsten Freundschaft wurde. Fast immer in seiner Begleitung war der von ihm sehr verschiedene Dr. Hermann Frank, von kühler, fester Haltung, äußerlich wie innerlich unab-

Digitized by Google

hängig, der sich publicistisch beschäftigte, so gut das bei der damaligen Censurblüthe anging, besonders für Jemand, der seine scharfsinnigen Urtheile schroff, wenn auch mit gutem Ton, auszusprechen liebte. Er stritt viel mit Felix' Vater und hatte gar keine Sympathie für des Sohnes Musik. Ludwig Robert, der geistvolle und witzige Schriftsteller mit seiner schönen Frau, die niedliche Verse machte und immer Sonnenschein in die Gesellschaft brachte. Robert's Schwester, die vielberühmte Rahel, und ihr Gatte Varnhagen, der für seine liberale Unvorsichtigkeit seine Unthätigkeitsbuße in Berlin begonnen hatte. In diesem Kreise hörte Felix Vieles, was ihm den Sinn früh erweiterte und klärte. Fremde Musiker waren meistens dem Hause empfohlen, brachten mannigfache Unterhaltung, und für Felix und Fanny viel musikalische Anregung. Am längsten hielt sich der seltsame, talentvolle Violinist Boucher, durch seine Aehnlichkeit mit Napoleon I. in Berlin, und als eine Merkwürdigkeit im Mendelssohn'schen Hause. Er beutete sein Buonapartesches Profil in seinen Concerten aus, indem er während der Orchestertutti seine Geige weglegte und dem Publicum die bekannten Kaiserstellungen zeigte. Er spielte auch gelegentlich die Violine auf dem Rücken haltend, und diese Künste verschafften ihm, verbunden mit seinem theilweis überraschend schönen Vortrage, eine seltene Reihe von gefüllten Concerten. Es war in ihm eine

Digitized by Google

wunderliche Mischung von Naivetät, Tollheit und wälscher Vortheilsmacherei. Im Mendelssohn'schen Hause gab er auch Proben davon.

Der Flötist Gnillot, der mit glücklicher Bravour das Vermögen seines Instrumentes übertrieb und der maßvolle Drouet, der dagegen den weichen Ansatz und die äußerste Geläufigkeit cultivirte. Der von Felix hochgeehrte Moscheles, Reissiger vor seinem Antritt der Dresdner Kapellmeisterstelle, von allen diesen Persönlichkeiten waren die verschiedenartigsten Anregungen für Felix unausbleiblich.

Bei mir hatte sich inzwischen die Ueberzeugung seines Berufes für die Oper und die Meinung, daß er sich in ihrer höheren Gattung versuchen müsse, so sehr befestigt, daß ich meine unerprobte Feder an einem Gedichte versuchte, wozu ich die, aus meinen italienischen Studien mir lieb gewordene Episode des befreiten Jerusalems von Olind und Sophronia wählte. Im November des Jahres 1824 las ich die Arbeit Heyse und Felix vor, sie wurde gelobt, aber Felix meinte: er möchte sich an einen so ernsten Gegenstand noch nicht wagen, und so blieb der Versuch liegen. Daß Felix schon seit dem Juli an einer neuen Oper arbeitete, war mir unbekannt geblieben, und er mochte es mir jetzt wohl nicht sagen. Das Gedicht dazu hatte ihm Klingemann gemacht; es behandelte die Episode der Hochzeit des Camacho aus Cervantes'

„Don Quixote" und er beendete im Jahre 1825 bis zum August diese Arbeit.

Mit dieser Composition und mit dem Verlassen der Wohnung im Hause der Großmutter, auf der neuen Promenade, schloß Felix' Knabenzeit ab. Der Vater hatte das sogenannte Reck'sche Palais in der Leipziger Straße gekauft*), es baulich verändert, und die Familie bezog es im Spätsommer 1825.

Im neuen Hause trat Felix in sein Jünglingsalter und in die neuen Neigungen und Beschäftigungen, welche frischer angeregte Kraft bringt. Mit der Lust und dem Eifer, mit dem er Alles zu ergreifen pflegte, warf er sich auf körperliche Uebungen. Der Vater hatte den Söhnen, in dem schönen großen Garten des Hauses, einen kleinen Turnplatz eingerichtet; Felix gelangte zur exactesten Ausführung und Ausdauer in den bekannten Uebungsstücken. Mit großer Lust lernte er reiten und berichtete mir mit Eifer von den Pferden und den Späßen des alten königlichen Stallmeisters, die ich aus Erfahrung kannte. Die Schwimmübungen wurden im nächsten Sommer mit wahrem Jubel betrieben. Es hatte sich eine kleine Schwimmgesellschaft dafür gebildet; Klingemann, der bei dem hannover'schen Ge-

*) Es wurde später Sitz des Herrenhauses.

sandten im oberen Stock des Mendelssohn'schen Hauses wohnte, gehörte zu dieser Gesellschaft, dichtete Schwimmlieder, die Felix componirte und die man im Wasser schwimmend zu singen versuchte; es gab nach der Heimkehr am Abendtische genug von Jugendlust und Tollheit zu berichten. Klingemann, der bald zur Gesandtschaft nach London versetzt wurde, kam in immer nähere Beziehung zu Felix, er lenkte seine und Fanny's Theilnahme auf Jean Paul, dessen vollherzige Empfindsamkeit und tiefsinniger Humor großen Einfluß auf Felix übte; es fanden sich da verwandte Naturen.

Mit seinem musikalischen Beruf wurde nun öffentlicher Ernst gemacht; nachdem der Vater, um sich vollständig über die Zulänglichkeit von Felix' Befähigung zu beruhigen, mit ihm im Herbst 1825 nach Paris zu Cherubini gereist war, und dieser, nach Prüfung seiner Compositionen und Anhörung eines Clavierconcertes und eines Streichquartetts, den Jüngling als ein vielverheißendes Talent begrüßt hatte, wurde im Winter die Gelegenheit eines Concertes des Violinisten Maurer benutzt, um Felix Beethoven's Clavierfantasie spielen und seine jüngst componirte große Ouverture in C-dur aufführen zu lassen. Wir nannten diese die Trompeten-Ouverture wegen der das Stück dominirenden Trompetenrufe. Er führte sie noch einmal im großen Gartensaale des Hauses auf,

wo nun die Sonntagsmusiken heimisch wurden, auch 1833 beim Musikfeste zu Düsseldorf; dennoch — und obschon sein Vater so große Vorliebe für das Stück hegte, daß er mir sagte: er möchte es in seiner Sterbestunde vernehmen — fand Felix es nicht zur Veröffentlichung reif. Er benutzte darum auch ohne Bedenken die Trompetenrufe später in seinem Hebridenstücke.

Nun sollte eine Probe von seinem Operntalente an die Oeffentlichkeit treten, die Mutterliebe drängte, dem Sohne einen großen Erfolg zu verschaffen; die nach mancher Aenderung für fertig erklärte Oper: „Die Hochzeit des Camacho" sollte erscheinen. Sie wurde 1826 dem königlichen Theater eingereicht; der General-Intendant Graf Brühl zeigte sich wohlwollend geneigt, die Erstlingsarbeit des jungen Componisten zu fördern, aber Spontini, der als General-Musikdirector die entscheidende Stimme über Annahme von Opern hatte, der Allem feindlich war, wovon er irgend besorgen konnte, daß es den Antheil des Publicums gewinnen möchte, der auch keine Gelegenheit vorüber ließ, mit feierlicher Wichtigkeit seine überragende Capacität und seine Amtsgewalt geltend zu machen, Spontini forderte die Partitur, um sie zu prüfen.

Die Würde erheischte, daß dies Experiment lange daure; wenn er die Partitur wirklich gelesen hätte,

möchte es noch länger gedauert haben, denn dies Geschäft war seine Stärke nicht. Endlich wurde der junge Componist gerufen, die Partitur mit mitleidiger Geringschätzung besprochen und der schließliche Rath in Betreff der Composition einer komischen Oper bestand darin, daß Spontini den jungen Mann zum Fenster führte — er wohnte dem Kuppelthurm der französischen Kirche gegenüber — und ihm sagte: „Mon ami, il vous faut des idées grandes, grandes comme cette coupole". Schließlich sollte die Oper aufgeführt werden, aber es fanden sich andere Arbeiten, die den Vorrang verdienten, und noch so viele Hindernisse, daß der alte Mendelssohn darüber mit Spontini — den er von Paris kannte und den man bisher bei großen Gesellschaften oder Musikaufführungen mit seiner Frau im Hause gesehen hatte — an einander gerieth und gänzlich zerfiel.

Die Vermittelung des Grafen Brühl brachte endlich, anfangs 1827, das Werk in den Schneckengang der damaligen Opernstudien.

Ich hatte bis dahin nur vereinzelte Stücke der „Hochzeit des Camacho" am Clavier gehört, hatte das Gedicht gelesen, und einen gewissen bangen Zweifel nicht unterdrücken können: ob dies Alles so viel bedeutender sei als „Der Oncle aus Boston", um als Felix' erste Oper öffentlich hinlängliche Wirkung hervorbringen zu können, nun machte ich — in der

Digitized by Google

Partie des Carrasco — alle Proben mit und es wurden mir allmälig mancherlei Bedenken klar.

Der Stoff der Oper — im „Dorfbarbier“ schon benutzt und sehr bekannt — eignet sich nur zu einer komischen Katastrophe. Die verstellte Vergiftung des abgewiesenen Liebhabers, sein plötzliches Wohlauffsein, nachdem der scheinbar Sterbende die Vermählung erlangt hat, muß nothwendig eine lächerliche Wirkung machen. Im „Dorfbarbier“ führt die Bestätigung: daß Schinken ein Universalmittel sei, die schließliche Ausgleichung offenbar befriedigender herbei, als in der „Hochzeit des Camacho“ die Einmischung Don Quixote's. Neben dieser Bedenklichkeit des Stoffes trat des Dichters Unvermögen: eigentliche dramatische Situationen und Wirkungen herbeizuführen, auch lähmend ein. Don Quixote und Sancho Pansa liefen im Grunde nur neben der Handlung her.

Die Composition trug wesentlich noch denselben Charakter wie alle Knabenarbeiten von Felix. Als Haupteindruck trat dem Hörer das mit großer Begabung Erlernte entgegen, die außerordentliche Formengewandtheit, das Geschick: die Musikstücke richtig zu bauen, der verständnißvolle Ausdruck der singenden Personen. Alles dies war unleugbar da und forderte Respect vor dem sechszehnjährigen Componisten, versprach aber nicht die Hörer unmittelbar zu gewinnen und zu fesseln. Die Benutzung der humoristischen

Digitized by Google

Momente ging nicht über das hinaus, was seine Knabenopern geleistet; an Erfindung war die Arbeit nicht reich, ja an bewahrenswerthen Melodien stand sie dem „Oncle von Boston" nach, denn im Verlaufe aller Proben ist mir keine Melodie so lieb geworden, wie mehrere jener früheren Arbeit. Ein Lied aus der „Hochzeit des Camacho" ist später von Felix in das zweite Heft seiner Lieder aufgenommen worden*), allein es ist das wenigst beliebte bei allen Singenden geblieben, und zeigt deutlich den noch unreifen Standpunkt des Componisten für unmittelbar leidenschaftlichen Ausdruck.

Diese Wahrnehmungen damals zu äußern wäre sehr unzeitig gewesen, über einen Punkt aber, die musikalische Behandlung des Don Quixote, gerieth ich doch in Disput mit Felix, weil er großen Werth darauf legte. Er führte nämlich, die ganze Oper hindurch, jede Aeußerung des Don Quixote, welche sein fahrendes Ritterthum ins Licht stellen sollte, durch eine heroisch imponirende Posaunenentrada ein. Man konnte das wirkliche Heldenthum nicht würdiger ankündigen. Hier aber, wo es galt einen Narren der fahrenden Ritterschaft, — wenn auch einen ehrenwerthen — zu bezeichnen, hier mußte, nach meiner Meinung, die Entrada — vielleicht durch Wahl und

*) Mit dem Text: „Einmal aus seinen Blicken" u. s. w.

Zusammenstellung der Instrumente — dieses Ritterthum ironisch charakterisiren.*) Felix dagegen behauptete: der Ritter von der traurigen Gestalt fühle sich ganz als Held und fähig weltbezwingender Thaten, der Componist müsse die Ueberzeugung der dramatischen Figur ausdrücken, nicht seine eigene. Ich machte ihm dagegen bemerklich, daß Cervantes überall den Humor des überlebten Ritterthums in Don Quixote hervorhebe und der Componist doch wohl dem Dichter folgen solle, daß ferner kein Darsteller des alten Herrn von La Mancha ihn als einen wirklichen Helden, sondern immer als einen gespreizten Ritternarren spielen werde; wie aber würde dies dann zu der hohen Meinung stimmen, welche die Posaunen des Orchesters von ihm kundgeben? —

Das ergiebige Thema wurde ausführlich erörtert, mich frappirte dabei, daß Felix' Vater auf seine Seite trat; vielleicht nur, weil an der Sache Nichts mehr zu ändern war.

Die Aufführung der Oper sollte nun alle Theater-Schicksals-Chikanen bestehen. Nach Studienverzögerungen aller Art, als wir schon zu den Theaterproben gelangt waren, erkrankte der Sänger Blume,

*) Mendelssohn hat in der Sommernachtstraum-Musik etwas Analoges in der Fanfare beim „Heil! Heil!" von Spinnweb, Senfsamen und Bohnenblüthe gebracht.

Digitized by Google

dem die Partie des Don Quixote zugetheilt war, an der Gelbsucht, der Arzt verlangte sofortige Cur und Dispens von der Thätigkeit.

Nun standen wir vor der Frage, ob das Studium abgebrochen und die Oper auf vier bis sechs Wochen zurückgesetzt werden solle, um nach des Erkrankten Genesung die Proben wieder aufnehmen und die Oper ungestört wiederholen zu können? Dies wäre für den Erfolg der Arbeit das Richtige gewesen. Aber man war ungeduldig geworden; wer konnte wissen, welche neue Hinderungen dann eintreten dürften? Machte der Sänger Blum sich doch anheischig, bis zum letzten Termin, den der Arzt ihm für Beginn der Cur festgesetzt, sich zur Mitwirkung zu zwingen, und ließ sich danach doch die Möglichkeit von zwei Vorstellungen herausrechnen. So wurde also das Durchsetzen der Oper beschlossen. Zu guter Letzt machte auch noch der Chordirector Schwierigkeiten, protestirte gegen den anberaumten Tag, die Chöre seien noch nicht sicher genug. Diese Schwierigkeit beseitigte die offene Hand des Vaters, aber andere Repertoirhindernisse schoben die erste Aufführung doch noch bis zum letzten Curtermin Blum's, bis zum 29. April, hinaus und schnitten zunächst die Möglichkeit einer Wiederholung ab.

Die Oper wurde nicht im Opernhause, sondern im Schauspielhause gegeben, der bescheidene Raum

Digitized by Google

schien Felix für die Natur des Werkes angemessener. Das Haus war überfüllt von Wohlwollenden, darum der Beifall eifrig und stürmisch, aber recht von Herzen gefiel die Oper nicht. Dem jungen Componisten erging es wohl auch so, er war dieser Musik seit fast zwei Jahren entwachsen, er fühlte sich dem Beifall gegenüber so unsicher, daß er vor Schluß der Vorstellung davonlief und, als das Publicum ihn hervorrief, ich hinaustreten mußte, ihn zu entschuldigen.

Während die Familie sich des scheinbaren Erfolges freute, blieb Felix verstimmt und unbefriedigt, wollte es aber nicht Wort haben. Als der Don Quixote wiederhergestellt war, gab es neue Hinderungen, die Vorstände übten ihre gewohnte Lässigkeit und als man endlich zu Felix selbst von einer Wiederaufnahme der Oper sprach, äußerte er in seiner verdrossenen Weise: das sei Sache der General-Intendanz, nicht die seinige. Darnach war denn von der Sache nicht mehr die Rede.

Eine hämische Beurtheilung — freilich nur in Saphir's Schnellpost — verletzte Felix auch. Er fühlte damals schon, was er mir später oft gesagt: nicht das glänzendste Lob in der ersten Zeitung freut Einen so sehr, als Einen der verächtlichste Tadel in einem Schmierblatt verdrießt. Obenein erfuhr er bald, daß der Verfasser des Schmähartikels ein sehr musikalisch begabter Student war, der in Mendelssohns Hause freundliche Aufnahme gefunden, die

ganze Aufregung der Familie während der vorbereiteten Aufführung getheilt hatte, auch die Partitur der Oper kannte.

Diese Kette der widrigsten Erfahrungen drückte den ersten Stachel der Abneigung gegen die Berliner Zustände in Felix' Seele.

Später, als die Aufregung darüber ganz vorbei, gab ich ihm zu bedenken: ob die Beschaffenheit der Oper nicht einen großen Theil an der ausgesucht widrigen Verkettung der Umstände gehabt? Er gab halb und halb zu, hob dies und jenes hervor, schloß aber: so schlecht war die Oper nicht, daß man so malhonett damit verfahren mußte.

Darin konnte ich ihm freilich nicht widersprechen.

Diese Vorgänge sollten aber auf seine Schöpfungskraft keineswegs niederdrückend wirken, im Gegentheil nahm sie gerade in diesem Lebensmomente einen genialen Aufschwung. Er schrieb seine Ouverture zu Shakespeare's „Sommernachtstraum"*); im

*) Wie wir Mendelssohn die Einführung solcher Charakterstücke noch weiter in „Meeresstille", „Hebriden", „Melusine" verdanken, so hätte er ihnen auch diesen Namen, oder den der Orchesterfantasie, oder sonst einen bezeichnenden geben sollen, denn der Name Ouverture entspricht ihnen nicht. Hat er es

November, als Moscheles Berlin besuchte, konnte er uns die fertige Composition mit Fanny vierhändig vorspielen.

Offenbar bezeichnete dies Charakterstück den klärenden Wendepunkt in Felix' Compositionsvermögen. Er hatte den Schulstaub abgeschüttelt, war völlig zu sich selbst gekommen. An der Auffassung eines dichterischen Meisterwerkes war seine charakteristische Kraft, in einem gewaltigen Entwicklungssprunge, erstaunlich gewachsen. In seinen bisherigen Operncompositionen hatte er ja auch verständig und richtig charakterisirt, hier aber war die Darstellung frappant und überzeugend, den Hörer unwiderstehlich gewinnend und mit sich fortreißend. Der Mendelssohn, wie die Welt ihn besitzt und liebt, datirt von dieser Composition.

Nachdem wir das Werk öfters vierhändig, dann auch im Gartensaale mit vollem Orchester gehört — das des Componisten Intentionen erst vollständig ins Licht stellte — erkannten alle Freunde den epochemachenden Werth dieser Schöpfung. Hier erschienen die lebendige Auffassung, das leise Gefühl, die feine Reizbarkeit für poetische Schönheit, die Empfindsamkeit und der anmuthige Humor von Felix' Wesen auf

---

doch mit seinen „Liedern ohne Worte" später gethan, die man nach altem Herkommen auch hätte études nennen können.

einmal in vollem Reichthum; Alles Eigenschaften, welche erwiesen, daß er zur charakteristischen, zur dramatischen Musik vornehmlich berufen sei.

Sein Vater erkannte ebenfalls den Durchbruch der Selbständigkeit in des Sohnes Talent und daß der Schulmeister ihn jetzt nur hemmen könne, er ließ daher Zelters Unterricht aufhören, was den alten Herrn sehr empfindlich machte, denn er meinte doch: Felix habe Alles von ihm gelernt und sei seiner Führung noch nicht entwachsen.

Marx, der seit Kurzem im Mendelssohn'schen Hause eingeführt war, sagte: Zelter habe den Fisch schwimmen sehen und bilde sich ein, es ihn gelehrt zu haben. Felix aber in seiner zarten Pietät war betrübt über des Lehrers Verdruß und suchte ihn durch verdoppelte Ehrerbietung zu begüten.

Der Kreis der Hausfreunde erweiterte sich, jüngere Männer traten ein, zu denen, wenn sie auch um mehrere Jahre älter waren, Felix dennoch, durch seine sehr vorausgeschrittene Bildung und Entwicklung, in einem Gleichheitsverhältnisse stand. Er besuchte 1827 und 28 die Berliner Universität, an welcher Heyse nun Professor wurde und das Haus

verließ. Felix hatte anstatt der Dissertation eine Uebersetzung von des Terenz „Mädchen von Andros“ eingereicht*), er hörte verschiedene Professoren nach seiner Wahl, für Ritter's geographische Vorträge äußerte er das meiste Interesse. Einige Universitätsfreunde kamen nun ins Haus.

Droysen, damals Lehramtscandidat, der Lieder dichtete, welche Felix und Fanny mit Vorliebe componirten, zwei Brüder Heydemann, der eine Jurist, der andere Philolog, Dorn, der die Wissenschaft bald um der Musik willen aufgab**), Kugler, der damals noch halb Student halb Maler war, Schubring, ein Student der Theologie, der auch mir befreundet wurde, mein Vetter und lieber Freund, der Candidat Baur, den ich zu den Musikübungen einführte und der, ein Vorturner von 1813, Felix manche Anweisung gab. Beide waren Jünger Schleiermachers, sie sangen wacker mit, was Felix üben ließ, sie halfen ihm später an seinen Oratorien und sind ihm vertraute Freunde geblieben bis an sein Ende. Eduard Rietz war beständig Felix' Vertrauter, eingeweiht in alle seine musikalischen Arbeiten,

*) Sie ist bei Dümmler in Berlin, ohne Felix' Namen, mit Einleitung und Anmerkungen von Heyse erschienen. Das Manuscript hat mir Felix' Wittwe später zum Angedenken geschenkt.

**) Jetzt Hofkapellmeister in Berlin.

aber dieser Umgang reichte nicht in den Salon des Hauses, Rietz war dort selten zu sehen, theils aus einsiedlerischem Hange, theils um seiner zunehmenden Brustkrankheit willen. Klingemann verließ das Haus, dagegen war Marx mit großem Gewicht eingetreten. Die geistreiche Suada, die ihn auszeichnete und ihn überall zum Beherrscher des Gespräches machte, die neuen und frappanten Gesichtspunkte, die er für die Entwicklung der Musik aufstellte — mit seiner Brochüre „über Malerei in der Tonkunst“ hat er der neuesten Richtung eigentlich die Bahn eröffnet — die gewandte Schmeichelei, die er durch ihre Unscheinbarkeit nur eindringlicher zu machen verstand, alles Das gewann ihm eine Zeitlang große Beliebtheit im Hause, trotz des ungelenken Benehmens seiner untersetzten Gestalt, seiner kurzen Pantalons und seiner stadtkundigen großen Schuhe.

Nur der alte Mendelssohn verhielt sich kühl gegen ihn.

Auf Felix gewann Marx einen Einfluß, wie später Niemand auf ihn ausgeübt. Gewiß ist, daß er Antheil hatte an dem auffallenden Ruck, den Felix' Entwicklung mit dem „Sommernachtstraum“ bekommen, er rühmte sich wohl mit Recht, daß er den ersten Entwurf des Musikstückes umgestoßen und zu dessen consequent charakteristischen Durchführung getrieben — er machte ja damit Propaganda für sein System —

Digitized by Google

kurz Felix hing an ihm mit zärtlich hingebendem Vertrauen.

Des Sonntags Abends pflegte sich jetzt der größere Kreis im Mendelssohn'schen Hause zu versammeln, der sich im Sommer halb im offnen Gartensaale, halb in dem parkartigen Garten einrichtete, wo sich eine Anzahl blühender Freundinnen der Töchter des Hauses einfanden und Felix Gelegenheit zu seinen ersten Versuchen im Courmachen gaben. Hier wie im Wintersalon waren aber Clavierspiel und Gesang das Bindemittel der Geselligkeit. Roberts verweilten noch in Berlin und wohnten im Gartenbau des Mendelssohn'schen Hauses. Rahel belebte oft den Kreis. In ihrer Erscheinung, wie in ihrem Ausdruck unscheinbar und gemüthlich, die Wärme ihres Herzens, die schlagfertige Schärfe ihres Verstandes derb und geradezu äußernd, wußte sie dennoch, daß man ihren Aussprüchen lauschte; und Niemand mehr als ihr Gatte.

Es konnte nicht unbemerkt bleiben, daß Varnhagen seine Frau, selbst wenn er ihr entfernt stand, beobachtete, und wenn in ihrer Umgebung Lachen oder Zustimmung laut wurden, er sich näher zu bringen wußte und zu fragen: „Was hat sie da gesagt?“ Der künftige Referent ihrer Aussprüche war sehr erkennbar. So umgab das Ehepaar doch eine gewisse Prätension, die für Felix sehr unbehaglich war. Er hat die berühmten Frauen nie leiden können: die immer

wie auf dem Dreifuß säßen und deren Orakelsprüche umhergetragen würden; auch für Bettina konnte er später keine Sympathie gewinnen. Eine andere vielgenannte Frau des Mendelssohn'schen Kreises, die Hofräthin Herz, verehrte er dagegen um ihrer aufopfernd thätigen Bildungsförderung junger Mädchen willen.

Noch ein Stimmführer im Gesellschaftskreise war der Professor Gans, mit seiner lauten, breiten Sprache das Gespräch — besonders das politische — dominirend. Aber daß er dabei so unbefangen in seiner Manierlosigkeit, daß er so geraden und richtigen Sinnes und so wackeren und warmen Herzens war, machte ihn Felix sehr lieb. Bald wurde auch Steffens mit seinen Damen im Hause heimisch, und sein redlicher, gesprächiger Eifer unterhielt und hob die Unterhaltung. Unter den auf kürzere Zeit erscheinenden Fremden waren mir der sinnige schwedische Componist Lindblad, der ruhelose Holtei und der falstaffdicke und doch zierliche Schall, auch Heinrich Heine merkwürdig, dessen schläfrig blasirte Manier wenig gefiel. Als der Enthusiasmus für Jean Paul bei den Kindern des Hauses sich äußerte, sagte er gedehnt: „Was ist Jean Paul! Hat das Meer nicht gesehen.*)" Fanny in glücklicher Schlagfertigkeit

*) Heine's „Meerbilder" waren gerade erschienen.

replicirte: „Freilich, er hatte keinen Onkel Salomo*), der ihm das Reisegeld dazu gegeben hätte“.

Den Mittelpunkt dieses vielfach bewegten Kreises bildete Felix' Mutter mit seltener Geschicklichkeit. Scheinbar ohne Einmischung verstand sie Jeden in verbindlicher Weise anzuregen und gewähren zu lassen, bis eine Lenkung des Gespräches oder seine Dämpfung nothwendig wurde und es galt, dasselbe mit Gewandtheit in neuen Fluß zu bringen. Diese seltene Kunst, den belebenden Mittelpunkt der Gesellschaft abzugeben, hatte Felix' Mutter wohl in Paris gelernt. Was mußte die gesellschaftliche Atmosphäre von so viel Geist und Tact auf eine feine Natur wie Felix wirken!

Aber die Geselligkeit des Hauses gewann außer an den Sonntagsmusiken noch einen weiteren bildenden Ernst. Felix begann im Winter 1827 an einem Abend der Woche, gewöhnlich des Sonnabends, einen kleinen zuverlässigen Chor zu versammeln und seltene Musik zu üben. Bald legte er uns seine verehrte Matthäus-Passion vor.

Nun ging uns eine neue Welt der Musik auf, als ein Stück nach dem andern uns gründlich klar wurde.

*) Der reiche Salomon Heine subvenirte den Neffen reichlich.

Das cursorische Durchnehmen von Bruchstücken in Zelters Freitagsmusik hatte das nicht bewirken können. Daß das Absingen des Evangeliums von verschiedenen Personen den Kern des Werkes abgab, frappirte uns ungemein, es war ja vergessen, wie alt dieser kirchliche Gebrauch war. Die dramatische Behandlung, welche dadurch entstand, die erschütternde Gewalt der einschlagenden Chöre, vor Allem die wunderbare Declamation der Partie des Jesus, die mir eine neue ehrwürdige Bibelsprache war — dies Alles wirkte mit jeder Uebung wachsendes Staunen und Verwundern über die Größe dieses Werkes. Nicht nur Therese, alle mitsingenden Freunde theilten meine Eindrücke, und Felix hatte sich über Mangel an Eifer nicht zu beklagen. Er nun war in das Werk so eingelebt, beherrschte seine Schwierigkeiten mit so viel Leichtigkeit, und verstand es, seine Beherrschung des Stoffes, seine lebendige Auffassung des Inhaltes so geschickt und bescheiden auf uns zu übertragen, daß uns natürlich und geläufig wurde, was bis dahin als räthselhafte musikalische Geheimsprache gegolten hatte.

Je innigere Freude ich an der Entfaltung von Felix' erstaunlicher Befähigung hatte, um so mehr wünschte ich ihn in der Richtung vordringen zu sehen,

Digitized by Google

von der ich mir die größte Ausbeute seiner ganzen künstlerischen Eigenthümlichkeit versprach, in der dramatischen Composition. Abgeschreckt durch den Vorgang mit der „Hochzeit des Camacho", lehnte er jede Anregung mit dem Mangel an geeigneten Gedichten ab; der fehlgeschlagene Versuch hatte ihn wählerisch gemacht für's ganze Leben.

Da stieß ich auf verschiedene deutschböhmische Volkssagen von Hans Heiling, dem Könige der Erdgeister, der einen ganzen Hochzeitszug, sammt dem Priester, am steilen Egerufer in Steine verwandelt hatte, die man noch heute zeigt. Der Stoff schien mir für die Oper ganz besonders geeignet und ich ging im Winter an einen abermaligen Versuch: für Felix eine Oper zu machen, die — in Ermangelung eines besseren Gedichtes — seiner eigenthümlichen Schöpfungskraft, wie er sie bis jetzt dargethan, Raum schaffen könne. Ich sagte ihm Nichts davon, bis ich zu Anfang des Sommers mit meiner Arbeit fertig war und sie nicht für mißlungen hielt.

Er war begierig sie zu kennen, wir verabredeten, daß ich sie ihm vorlesen und commentiren solle, aber er bat, Marx dazu mitbringen zu dürfen. Sie kamen zu mir nach dem Dorfe Pankow, wo ich mit Frau und Kindern schon im zweiten Sommer wohnte; in unserm engen Gärtchen fand die Vorlesung statt. Felix äußerte vielfach lebhaften Antheil, Marx zeigte

anständige Aufmerksamkeit, verhielt sich aber — das merkte ich von vorn herein — innerlich ablehnend. War er doch der Ansicht, daß die Operncomposition die Gattung ihrer bisherigen Stoffe, „Freischütz" u. s. w., gänzlich verlassen und sich bedeutender historischer Vorgänge bemächtigen müsse. Er selbst war mit großer Vorliebe und mit großen Voraussagungen mit einer Oper: „Otto's III. Romfahrt und Tod" beschäftigt.

Nach der Vorlesung erbat sich Felix das Gedicht, um es für sich genauer kennen zu lernen und dann mit mir zu besprechen.

Der Sommer hatte ihm Beschäftigung mit Gelegenheitsarbeiten gebracht. Schon im April hatten wir zum Dürerfeste eine große Cantate von ihm, mit Text von Levezow, in der Singakademie gesungen, sie machte keinen Eindruck. Im September sangen wir eine kleine Cantate, mit Text von Rellstab, zum Naturforscherfeste, das Alexander von Humboldt im Auftrage des Königs im Concertsaale des Schauspielhauses gab. In dieser Musik fiel doch eine Nummer angenehm auf, ein Tenorsolo mit Chor. Gelegenheitsmusiken waren eben nicht fähig ihn anzuregen, er beseitigte sie nur mit seiner raschen Mache und großen Formengewandtheit, sie gehören nicht zu seinen eigentlichen Arbeiten.

Von „Hans Heiling" hatte Felix zu sprechen ver-

Digitized by Google

mieden; als wir im Herbste einmal, auf seinem Zimmer im Entresol des Seitengebäudes, vertraulich schwatzten, fragte ich ihn um seinen Beschluß über die Oper und er bekannte mir: er könne sich für das Gedicht und seinen Gegenstand nicht erwärmen, und vermöge er das nicht, so werde gewiß aus der Arbeit nicht, was daraus werden solle. Er wollte eine Aehnlichkeit des Stoffes mit dem „Freischütz" finden — das hatte ihm Marx eingeredet — und meinte: man solle doch wohl diesen Ton nicht sobald wieder anschlagen. Darüber disputirten wir denn ausführlich. Ich vertheidigte die Volkssagen als die geeignetsten Opernstoffe, weil das Gebiet des Wunderbaren und Unheimlichen wesentlich musikalisch, und verwarf dagegen die geschichtlichen Stoffe, weil die Historie gar nicht musikalisch sei. Felix ließ sich nicht auf eine Vertheidigung des Marx'schen Standpunktes ein, er gab auch zu, daß die Sage für die Oper geeignet sei, aber Heiling gefiel ihm eben nicht, er fand die Gestalt unsympathisch, meine Verse sprachen ihn nicht an und er kam dann ausführlich auf die allgemeine Erörterung zurück: daß der Glaube an den Gegenstand das unumstößliche Erforderniß zu einer künstlerischen Arbeit und daß es ein Vergehen an der Kunst und darum an seinen Mitmenschen sei, wenn man ohne Ueberzeugung an eine Arbeit gehe.

Er sagte ungefähr das, was er mir im Juli

Digitized by Google

1831 aus Venedig schrieb, ein ideales, schönes Glaubensbekenntniß, bei dem man aber in der Lebenspraxis möglicherweise zu Nichts kommt; er sollte es erfahren.

Mir wurde durch die Ablehnung des „Heiling" die Freude verdorben, Felix in der Operncomposition zu fördern, wie ich es mir schon so ausführlich ausgedacht, meine Arbeit war vergebens, denn sie einem andern Musiker anzubieten, kam mir nicht in den Sinn, dennoch war ich auch noch jung genug, daß Felix' Idealismus mir in diesen Stunden des wärmsten Gespräches so sehr gefiel, unsere Gemüther und Ueberzeugungen sich in den höchsten Dingen so vertraut begegneten, daß ich mit meinem verschmähten Gedichte in der Tasche, aber das brüderliche Du auf den Lippen, als Herzensfreund von dem prächtigen Jünglinge schied.

Von nun an wurde ich seines ganzen Vertrauens, seiner ganzen Zuneigung theilhaftig, die bei ihm erfinderisch in Zärtlichkeiten, wie die Liebe, war. So hatte er in seiner Verehrung für Jean Paul sich manche Worte und Redeweisen aus dessen Schriften angeeignet; als wir nun einmal unser Entzücken über die Freundschaft Leibgeber's und Siebenkäs' und über

die Unscheinbarkeit ihrer Aeußerung ausgetauscht hatten, welche sie, selbst wenn sie sich im Himmel wiedersähen, nichts Anderes würde sagen lassen als „Guten Tag Leibgeber!“ „Guten Tag Siebenkäs!“ da bewillkommnete er mich seitdem lange Zeit mit den Worten: „Guten Tag Leibgeber!“, worauf ich denn getreulich nach dem Jean Paul'schen Text antwortete.

Es war ein überaus süßes Wesen in seiner empfindsamen Freundschaft, aber sie äußerte sich nie in überschwänglichen Ausdrücken, sondern mehr humoristisch, selbst spaßhaft. Wenn ich zum Beispiel Etwas gesagt oder gethan hatte, was ihm gefiel, oder durch meinen Gesang ihm genuggethan, so pflegte er mit der Hand leise über mein Haar zu streichen und, mich liebreich ansehend, mit einem unbeschreiblich gehaltvollen Ton, sanft gedehnt, meinen Namen berlinisch „Edeward!“ auszusprechen. In solchem Spaß gipfelte bei ihm Zärtlichkeit, Zustimmung, Achtung und Freude an der Zugehörigkeit.

In diese Zeit fällt die Composition seines zweiten Charakterstückes „Meeresstille und glückliche Fahrt“, das bei seinen Anhängern fast ebenso große Sensation, als „Der Sommernachtstraum“ hervorbrachte. War in diesem die frappante Auffassung und Darstellung eines vollendeten Gedichtes zu bewundern, so war es in jenem die selbständige Erfindungskraft für den Eindruck, den Naturerscheinungen auf uns machen.

Digitized by Google

Die Orchesteraufführungen des Werkes im Gartensaale waren wirklich Feste für uns, das Violoncellsolo in der „glücklichen Fahrt“ wurde zum Begrüßungssignal unter den jüngeren Freunden.

Indessen nahmen unsere Gesangsübungen der Bach'schen Passion weiteren Fortgang und steigerten unser Aller Begeisterung dafür aufs Aeußerste.

Immer heißer wurde in mir das Verlangen, den Jesus öffentlich zu singen, immer lebhafter tauschten wir die Wünsche aus, daß es möglich sein möchte, das Wunderwerk zur Aufführung zu bringen. Aber allgemein schreckte man auch zurück vor den unüberwindlichen Schwierigkeiten, welche das Werk an sich — mit Doppelchor und Doppelorchester — dem Studium in den Weg legen würde, und vor denen, welche die Umständlichkeit der Singakademie und die abgeschlossene, unförderliche Haltung Zelters drohten. Schließlich wurde es sehr in Frage gestellt: ob das Publicum auf ein so weltfremdes Werk eingehen werde? Man hatte wohl in geistlichen Concerten hie und da ein kurzes Stück von Sebastian Bach der Merkwürdigkeit wegen hingenommen, nur die wenigen Kenner hatten Freude daran gehabt, jetzt aber sollte man einen ganzen Abend Nichts als Sebastian Bach hören, der nur als unmelodisch, berechnend, trocken und unverständlich im Publicum bekannt war? Das würde als eine unverschämte Zumuthung erscheinen.

Digitized by Google

Felix' Eltern selbst, die doch gern das Problem einer Aufführung der Passion durch ihren Sohn gelöst gesehen hätten, vermochten nicht sich diesen Bedenken zu verschließen, Marx äußerte sich zweifelhaft und die alten Akademistinnen schüttelten die Köpfe. Felix hielt die Aufführung für so unmöglich, daß er auf mein und der muthvolleren Freunde Baur, Schubring, Kugler Andringen nur mit Scherz und Ironie antwortete. Er erbot sich zu einer Aufführung Knarre und Waldteufel*) zu spielen, stellte alle Stadien, welche die Unternehmung zu durchlaufen hätte, im lächerlichsten Lichte dar, und sich selbst zumal, wenn er, ohne das größte amtliche Ansehen, wagen wolle, das musikalische Herkommen in Berlin aus den Angeln zu heben.

So hoffnungslos stand es um die Auferstehung der seit hundert Jahren begrabenen Passionsmusik, selbst bei ihren Bewunderern.

Mir ließ die Sache keine Ruh. Als wir im Januar 1829 eines Abends den ganzen ersten Theil des Werkes gesungen hatten, — Baur dabei den Evan-

*) Kinderinstrumente, womit in Berlin der Weihnachtslärm gemacht wird.

gelisten, Kugler die vornehmsten Bässe — und wir mit einem überwältigenden Eindrucke nach Haus gegangen waren, da kam mir in ruheloser Nacht der Gedanke: auf welchem Wege eine Aufführung durchzusetzen sei. Mit Ungeduld erwartete ich den späten Wintertag, Therese stimmte meinem Plane ermuthigend bei und so machte ich mich zu Felix auf.

Er schlief noch. Ich wollte wieder gehen, aber sein Bruder Paul meinte: es sei jetzt überhaupt an der Zeit, ihn zu wecken, und begann die Operation. Ich überzeugte mich dabei, daß Felix mir nicht zu viel von seinem todtenähnlichen Schlafe gesagt hatte. Paul faßte ihn unter den Armen um den Leib und richtete ihn auf, rufend: „Felix, wach auf, es ist acht Uhr!" Er schüttelte ihm den Oberkörper, aber es dauerte lange, bis Felix traumselig sprach: „Ach, laß doch — ich hab's immer gesagt — es ist lauter Dudelei!" Sein Bruder aber ließ nicht nach mit Rütteln und Anrufen, bis er den endlich Ermunterten wieder auf's Kissen niederlassen konnte. Nun schlug Felix die Augen hell auf, und mich am Bett erblickend, rief er mit seinem freundlichen Ton: „I Edeward, wo kommst du her?" Ich sagte ihm nun, daß ich Etwas mit ihm zu reden habe, Paul führte mich in das niedere Arbeitszimmer, wo auf dem großen weißen Schreibtische Felix' Morgenbrod und auf dem Ofen sein Kaffee wartete.

Digitized by Google

Als er erschien, hieß ich ihn an sein Frühstück gehen und eifrig essen, damit er mich nicht zu oft unterbreche. Er ging mit gutem Humor und noch besserem Appetit darauf ein und ich erklärte ihm nun rund heraus, ich hätte in dieser Nacht beschlossen, die Passion müsse in den nächsten Monaten, noch vor seiner beabsichtigten Reise nach England, in der Singakademie aufgeführt werden.

Er lachte. „Wer dirigirt sie denn?“

„„Du!““

„Den Teufel auch! Unterstützen will ich die Musik mit —“

„„Komm mir nicht wieder mit Deinem Waldteufel! Die Sache ist jetzt außer allem Spaß und gründlich überlegt.““

„Potz Wetter, Du wirst feierlich. Nun laß einmal hören.“

Nun stellte ich ihm die Folgerung auf: wir hätten die Matthäus-Passion als das größte und wichtigste deutsche Musikwerk erkannt, folglich dürften wir auch nicht ruhen, bis dasselbe wieder zu lebendiger Wirkung gekommen sei und wieder die Gemüther erbaue. Da mir Felix diese Aufstellungen nicht hatte widerlegen können, so durfte ich die Summe ziehen: „„Die Aufführung kann zur Zeit Niemand als Du mit überzeugendem Erfolge unternehmen, folglich mußt Du es thun““.

Digitized by Google

„Wenn ich's durchsetzen könnte, ja!"

Nun eröffnete ich ihm, daß, wenn er selbst die Veranstaltung wirklich nicht durchzusetzen vermöge, ich mir Folgendes ausgedacht: Es sei ihm bekannt, daß die Singakademie sowohl als Zelter selbst sich mir, für meine beinahe zehnjährige Mitwirkung bei allen ihren Concerten, verpflichtet erachteten, ich würde also einen Gegendienst von Beiden verlangen dürfen und der sollte die Ueberlassung des Saales und die Erlaubniß und Befürwortung einer Einladung der Singakademie zur Mitwirkung bei der Passionsaufführung sein.

Felix vermochte nicht zu läugnen, daß man mir Beides nicht verweigern werde. Ich setzte ihm also weiter auseinander, daß, wenn er meine Genossenschaft nicht verschmähen und als dirigirender Mitunternehmer auftreten wolle, auch der musikalische Credit des Unternehmens gesichert sei, und wenn wir schließlich dessen Geldgewinn für irgend einen wohlthätigen Zweck bestimmten, so würde die Sache nach allen Seiten hin gedeckt sein. So schloß ich denn: „Ich biete Dir also hiermit dies anständige Compagniegeschäft, übernehme dabei alle geschäftlichen Besorgungen und singe den Jesus, Du aber dirigirst das vergessene Wunderwerk wieder in die offene Welt hinaus".

Felix war gedankenvoll, dann sagte er: „„Was mir am meisten an Deinem Vorschlage gefällt, ist, daß

wir die Sache mit einander machen sollen, das ist hübsch. Aber glaube mir, wir würden zunächst an Zelters Widerspruche scheitern. Er hält die Aufführung der Passion für unmöglich, weil er und Andere sie bisher nicht unternehmen mochten"".

Ich setzte bessere Hoffnung auf Zelters tüchtige Natur und auf die starke Gemüthseite seines bärbeißigen Charakters, für den schlimmsten Fall aber war ich entschlossen, selbst gegen Zelters Widerspruch die Sache bei der Vorsteherschaft der Singakademie anzubringen und ihn zur Nachgiebigkeit zu nöthigen. Gegen solche extreme Schritte hatte Felix die stärkste Abneigung, hielt sie für pietätswidrig; ich überredete ihn, daß sie nicht nöthig sein würden, und so willigte er, nach langem Hin- und Herdebattiren, ein sich dem Unternehmen nicht zu entziehen.

Die Eltern und Fanny stimmten meinem Plane bei, den sie als den einzigen erfolgverheißenden ansahen. Es mußte sie freuen, wenn Felix, vor seinem Ausfluge in die Welt, noch eine große und denkwürdige Aufgabe löste. Der Vater hegte zwar noch Besorgniß vor Zelters Widerstande, ich aber war guten Muthes.

Felix, nun mit der Sache sehr beschäftigt, dachte sich noch ein kluges Verfahren aus, um sich und das Unternehmen nicht zu compromittiren. Die Chorübungen sollten mit der etwas vermehrten Mitglieder-

Digitized by Google

zahl des häuslichen Kreises im kleinen Akademiesaale, ohne angekündigten weiteren Zweck, fortgesetzt werden, dieser Chor sollte sich aus Mitgliedern der Singakademie nach Lust und Neigung, auch Neugier, allmälig vermehren, dadurch gewönne er einen sichern Kern und vermöge — wenn Alles gut gehe — die Masse mit sich zu ziehen. Für den Fall aber, daß das Studium keinen Erfolg verspreche oder andere Hinderungen sich fänden, könne die Sache aufgegeben werden, bevor die Absicht einer Aufführung ausgesprochen worden.

So vorbereitet rückten wir dem alten Zelter auf's Zimmer, im Erdgeschoß der Singakademie. Vor der Thür sagte Felix mir noch: „Du, wenn er aber grob wird, geh' ich fort; ich darf mich mit ihm nicht kabbeln". — „Grob wird er ganz gewiß", antwortete ich, „aber das Kabbeln übernehme ich."

Wir klopften an. Die rauhe Stimme des Meisters rief uns laut hinein. Wir trafen den alten Riesen im dichten Tabaksqualm, mit der langen Pfeife im Munde an seinem alten Flügel, mit doppelter Claviatur, sitzend. Die Schwanenfeder, mit der er zu schreiben pflegte, hatte er in der Hand, ein Notenblatt vor sich. Er trug seine sandfarbene kurze Pikesche,

Unterbeinkleider, die, unterm Knie gebunden, noch auf kurze Hosen berechnet waren, derbe wollene Strümpfe und gestickte Schuhe. Den Kopf, mit den zurückgestrichenen weißen Haaren, hatte er gehoben, das Gesicht mit seinen derben, bürgerlichen und doch bedeutenden Zügen hatte er nach der Thür uns zugewendet, und als er uns durch seine Brille erkannt, rief er freundlich in seiner breiten Weise: „J, sieh' da! schon so früh zwei so schöne junge Leute! Nun was verschafft mir denn die Ehre? Hier, Platz genommen!“

Er führte uns zu einem Winkel des Zimmers, wo er auf einem schlichten Sopha niedersaß; wir holten uns Stühle.

Nun begann ich meinen wohlüberlegten Vortrag von der Bewunderung des Bach'schen Werkes, das wir in seinen Freitagsmusiken zuerst kennen gelernt, dann im Mendelssohn'schen Hause weiter studirt hätten, und daß wir jetzt der dringenden inneren und äußeren Aufforderung nachgeben möchten, einen Versuch zu machen: das Meisterwerk der Oeffentlichkeit zurückzugeben und — wenn er es erlauben und unterstützen wolle — mit Hülfe der Singakademie eine Aufführung zu veranstalten.

„Ja“, sagte er gedehnt und reckte dabei das Kinn in die Höhe, wie er zu thun pflegte, wenn er Etwas mit großem Nachdruck besprach, „wenn das so zu machen wäre! Dazu gehört mehr, als wir heut' zu

Tage zu bieten haben.“ Nun verbreitete er sich über die Forderungen und Schwierigkeiten des Werkes, daß man für diese Chöre eine Thomasschule brauche, und eine, wie sie damals beschaffen gewesen, als Sebastian Bach ihr Cantor war; daß auch ein Doppelorchester nothwendig sei und daß die Violinspieler von heut zu Tage diese Musik gar nicht mehr zu tractiren verständen. Das Alles sei schon lange und vielfach bedacht und erwogen worden, und wenn sich die Schwierigkeiten so bald hätten aus dem Wege räumen lassen, so wären schon längst alle vier Passionsmusiken von Bach aufgeführt.

Er war warm geworden, stand auf, legte die Pfeife weg und schritt durch's Zimmer. Wir waren auch aufgestanden, Felix zupfte mich am Rock, er gab die Sache schon verloren.

Ich erwiderte nun, daß wir, namentlich Felix, diese Schwierigkeiten sehr hoch anschlügen, daß wir aber den Muth hätten, sie nicht für unüberwindlich zu halten. Die Singakademie sei durch ihn schon mit Sebastian Bach bekannt, er habe den Chor so vortrefflich geschult, daß derselbe jeder Schwierigkeit gewachsen sei; Felix habe durch ihn das Werk kennen gelernt, verdanke ihm auch die Anweisungen für seine Direction, ich brenne vor Verlangen, die Partie des Jesus öffentlich vorzutragen, wir dürften hoffen, daß derselbe Enthusiasmus, welcher uns bewege, bald

alle Mitwirkenden ergreifen und das Unternehmen gelingen lassen werde.

Zelter war immer ärgerlicher geworden. Er hatte hie und da Aeußerungen des Zweifels und der Geringschätzung eingeworfen, bei denen Felix mich wieder am Rock gezupft, dann sich allmälig der Thür genähert hatte; jetzt platzte der alte Herr los: „Das soll man nun geduldig anhören! Haben sich's ganz andere Leute müssen vergehen lassen diese Arbeit zu unternehmen, und da kommt nun so ein Paar Rotznasen daher, denen alles das Kinderspiel ist“.

Diesen Berliner Kernschuß hatte er mit äußerster Energie abgefeuert, ich hatte Mühe, das Lachen zu verbeißen. Hatte Zelter doch einen Freibrief für alle Grobheit, und für Christi Passion von Sebastian Bach und von unserm alten Lehrer konnten wir uns wohl noch mehr gefallen lassen.

Ich sah mich nach Felix um, der stand an der Thür, den Griff in der Hand und winkte mir mit etwas blassem und verletztem Gesicht zu: daß wir gehen sollten; ich bedeutete ihm, daß wir bleiben müßten und fing getrost wieder an zu argumentiren: daß, wenn wir auch jung, wir doch wohl nicht mehr so ganz unreif wären, da unser Meister uns doch schon manche schwierige Aufgaben zugemuthet habe; daß gerade der Jugend der Unternehmungsmuth zustehe, und zuletzt müsse es doch wohlthuend für ihn

sein, wenn gerade zwei seiner Schüler sich an dem Höchsten versuchten, das er sie kennen gelehrt.

Meine Argumente begannen jetzt sichtlich zu wirken, die Crisis war überstanden.

Wir wollten nur den Versuch machen, fuhr ich fort, ob das Unternehmen sich durchsetzen lasse, dies nur möge er erlauben und unterstützen; gelänge es nicht, so könnten wir immer noch, und ohne Schande, davon ablassen.

„Wie wollt Ihr denn das machen?“ sagte er stehenbleibend, „Ihr denkt an Nichts. Da ist zuerst die Vorsteherschaft, die consentiren muß, da sind gar viele Köpfe und viele Sinne — und Weiberköpfe sind auch dabei, ja! — die bringt Ihr nicht so leicht unter einen Hut.“

Ich entgegnete ihm: die Vorsteher seien mir freundlich gesinnt, die tonangebenden Vorsteherinnen, als Mitsingende bei den Uebungen im Mendelssohn-schen Hause, schon gewonnen, ich hoffte die Bewilligung des Saales und der Mitwirkung der Mitglieder wohl zu erlangen.

„Ja die Mitglieder!“ rief Zelter, „da fängt der Jammer erst an. Heute kommen ihrer zehn zur Probe und morgen bleiben zwanzig davon weg, ja!“

Wir konnten von Herzen über diesen Witz lachen, denn er zeigte uns, daß unsere Partie gewonnen war. Felix setzte dem alten Herrn nun seinen Plan mit

den Vorübungen im kleinen Saale auseinander, sprach ihm von der Zusammensetzung des Orchesters, das Eduard Rietz führen sollte, und da Zelter schließlich keine praktischen Bedenken mehr vorbringen konnte, so sagte er: „Na, ich will Euch nicht entgegen sein — auch zum Guten sprechen, wo es Noth thut. Geht denn in Gottes Namen daran, wir werden ja sehen, was draus wird".

So schieden wir dankbar und als gute Freunde von unserm alten, wackren Bären.

„Wir sind durch!" sagte ich auf der Hausflur. „Aber höre", erwiderte Felix, „Du bist eigentlich ein verfluchter Kerl, ein Erzjesuit." — „Alles zur höheren Ehre Gottes und Sebastian Bach's" entgegnete ich und wir jubelten draußen in die Winterluft hinaus, nun der wichtigste Schritt gelungen.

Alles Andere machte sich nun leicht, die Schwierigkeiten verschwanden wie Gespenster, denen man zu Leibe rückt. Die Vorsteherschaft willigte unbedenklich in alle unsere Wünsche; die erste Chorübung im kleinen Saale hatte schon doppelt so viele Theilnehmer als im Mendelssohn'schen Hause und sie wuchsen von einer Uebung zur andern dergestalt, daß der Copist

nicht hinlängliche Stimmen schaffen konnte, wir auch schon nach der fünften Uebung in den großen Saal gehen mußten. Man darf hierbei nicht vergessen, daß die große Zahl der Akademiemitglieder, welche, gelockt von dem merkwürdigen Unternehmen, zu diesen ersten Uebungen kamen, nach Zelters Voraussage alle nicht wiedergekommen wären, wenn es nicht gelang, sie gleich bei der ersten Zusammenkunft zu gewinnen und zu fesseln.

Darum nahm Felix sofort — und wiederholte das in den ersten Vorübungen — nicht vereinzelte Stücke, etwa die leichten zuerst, sondern eine bestimmte Gruppe der Composition zum Studienobjecte, übte die Chöre sogleich mit unerbittlicher Genauigkeit bis zu ihrem vollen Ausdruck und gab dadurch den Singenden einen ganz vollständigen Eindruck von der Besonderheit des Werkes. Seine Erklärungen und Anweisungen waren präcis, kurz und ebenso übergewichtig als jugendlich bescheiden vorgebracht.

Mehrere Male saßen wir indessen Beide beisammen, die Abkürzung der Partitur für die Aufführung zu überlegen. Es konnte nicht darauf ankommen, das Werk, das doch auch durch den Geschmack seiner Zeit vielfach beeinflußt war, in seiner Vollständigkeit vorzuführen, sondern den Eindruck seiner Vorzüglichkeit zusammenzuhalten. Die Mehrzahl der Arien mußten weggelassen, von andern konnten nur die Einleitungen,

die sogenannten Accompagnements, erhalten werden; auch vom Evangelium mußte fortbleiben, was nicht zur Passionserzählung gehört. Oft genug waren wir zwiespältiger Ansicht, denn es galt eine Gewissensaufgabe; aber was wir schließlich festgestellt, scheint doch das Rechte gewesen zu sein, da es späterhin bei den meisten Aufführungen angenommen worden.

Es wurde nun Zeit, die Solosänger einzuladen. Wir beschlossen vereint die Runde zu machen und Felix war kindisch genug zu verlangen, daß wir dazu ganz gleich gekleidet sein sollten. Blauer Rock, weiße Weste, schwarzes Halstuch, schwarze Pantalons, und dazu hellgelbe Handschuhe von Wildleder, die damals gebräuchlich waren*). In dieser Passionsuniform gingen wir denn — nachdem uns Therese, der die Sache sehr feierlich war, eine Festchocolade gegeben, die Felix liebte — sehr vergnügt unseres Weges. Wir besprachen den wunderlichen Zufall, daß gerade hundert Jahre seit der letzten Leipziger Aufführung vergangen sein mußten, bis diese Passion

*) Unter welch strenger Controle der zwanzigjährige Jüngling noch stand, erfuhr ich hierbei. Ich hatte, weil sein Taschengeld vorzeitig ausgegangen war, ihm den Thaler zum Ankauf der Handschuhe geliehen, seine Mutter machte mir das zum Vorwurf: man müsse die schlechte Oekonomie junger Leute nicht unterstützen.

wieder an's Licht komme, „und“ rief Felix übermüthig, mitten auf dem Opernplatze stehen bleibend, „daß es ein Komödiant und ein Judenjunge sein müssen, die den Leuten die größte christliche Musik wiederbringen!“

Felix vermied sonst entschieden seiner Abstammung zu gedenken, hier riß ihn das Frappante der Bemerkung und die fröhliche Stimmung hin.

„Du führst das Wort und ich mache nur die Reverenzen dazu“, sagte Felix vor der ersten Thür, wo wir ansprachen; wir hatten Beides wenig nöthig, die vier ersten Talente unserer Oper waren zur Mitwirkung ganz bereit. Ihr Hinzutreten zu den Proben, die Vollendung, die das Werk nun gewann, gab den Studien neues Interesse. Musiker und Kenner drängten sich zu den Proben, um die Composition genauer verstehen zu lernen. Man staunte, nicht sowohl über die Großartigkeit des Baues, sondern mehr über die Fülle der Melodien, über den reichen Ausdruck der Empfindung, der Leidenschaft, über die eigenthümliche Declamation und über die Wucht der dramatischen Wirkungen. Von Alledem hatte man ja dem alten Bach Nichts zugetraut.

Aber was Felix gethan hat, diese Eigenschaften des Werkes an's Licht zu kehren, seinen Wunderbau in seiner ganzen Pracht erkennen zu lassen, das ist ebenso denkwürdig, als die ganze folgenreiche Unter-

Digitized by Google

nehmung. Die Genialität der Auffassung, mit der er sich des Werkes bemächtigt und zum heiligsten Eigenthum gemacht, das war nur die Hälfte seines Verdienstes. Mit welcher Geschicklichkeit, Energie, Ausdauer und kluger Berechnung seiner Mittel er das antiquirte Werk wieder modern, anschaulich und lebendig gemacht hat, das muß man miterlebt haben, um den zwanzigjährigen Jüngling danach in der Bedeutung seiner Fähigkeiten und ihrer frühen Reife zu schätzen. Er hat in seinem ganzen Leben kein Meisterstück der Direction geliefert, als dieses erste und vielleicht schwierigste.

Die großen Proben waren durch Zelters autoritätverleihende Gegenwart gehoben, aber so lange das Orchester nicht dabei war, hatte Felix mit der ganzen Arbeit der Direction und der Flügelbegleitung fertig zu werden, was bei den so vielfach rasch einschlagenden Chorsätzen von verschiedenen Rhythmen überaus schwierig war, wobei denn das Kunststück durchgeführt werden mußte, mit der linken Hand die ganze Begleitung zu erzwingen, während die rechte den Tactstock schwang.

Als das Orchester hinzutrat, ließ Felix — weil das damalige Concertdecorum dem Dirigenten noch nicht erlaubte, die Rückenstellung gegen das Publicum einzunehmen, die ihm im Opernorchester immer erlaubt war — den Flügel in die Quere, zwischen die beiden

Chöre, stellen, wodurch er freilich den ersten im Rücken hatte, aber doch den zweiten und das Orchester im Auge. Dieses bestand größtentheils aus Dilettanten des philharmonischen Vereines, nur die Führer der Streichinstrumente und die Bläser gehörten der königl. Kapelle an. Die letzteren waren auf der Höhe der amphitheatralischen Aufstellung durch die drei geöffneten Thüren bis in den kleinen Saal hinausgerückt. Eduard Rietz war der Anker, der dieser schwankenden Körperschaft festen Grund verlieh.

Diese schwierige Situation beherrschte der Neuling Felix mit einer Ruhe und Sicherheit, als ob er schon zehn Musikfeste dirigirt hätte. Die feine und anspruchslose Weise, in welcher er durch Miene, Kopf- und Handbewegung an die verabredeten Schattirungen des Vortrages erinnerte und ihn so mit leiser Gewalt beherrschte; die gelassene Sicherheit, mit welcher er bei Generalproben und Aufführung, sobald große Stücke von gleichmäßiger Bewegung ganz im Zuge waren, kaum merklich nickend, als wollte er sagen: „Nun geht es gut und ohne mich", den Tactstock sinken ließ und mit der verklärten Miene zuhörte, die ihn beim Musiciren seltsam verschönte, gelegentlich mir mit den Augen zuwinkend, bis er wieder vorausempfand, daß es nöthig sei den Tactstock zu gebrauchen — alles Das war so bewunderungs- als liebenswürdig.

Digitized by Google

Wir hatten oft über musikalische Direction disputirt. Mich störte — und stört mich heute noch — das unausgesetzte, nothwendig mechanisch werdende Tactiren der Dirigenten. Die Musikstücke werden damit förmlich durchgefuchtelt. Ich hielt es immer für angemessen, nur da zu tactiren, wo schwierige Stellen oder zu fürchtende Schwankungen der Ausführung es nöthig machen. Die Aufgabe aller Direction ist doch wohl: sich möglichst vergessen zu machen. Felix nahm sich vor, mir zu zeigen, wie weit man darin gehen dürfe, und er zeigte es bei der Passionsaufführung in der vollendetsten Weise.

Ich erinnere mich dessen mit um so mehr Befriedigung, als man in neuerer Zeit das merkwürdige Hantiren des Dirigenten zu einem Hauptreiz von Musikaufführungen gemacht hat.

Zu dem bahnbrechenden Einfluß, den Sebastian Bach auf die Musik der Neuzeit durch die Passion gewinnen sollte, gehörte es allerdings, daß die erste Wiederaufführung so vollkommen gelang, als dies am 11. März 1829 geschah; sie ist um deswillen denkwürdig. Die Singakademie leistete mit diesen Chören das Trefflichste, was sie je vermocht, und wer den Stimmklang dieser 3 bis 400 hochgebildeten Di-

lettanten gehört hat, wer es erfahren hat, zu welch wirklich andächtigem Eifer bedeutende Musik sie hinreißen konnte, der wird begreifen, daß hier unter vollendeter Führung das Vollendete geleistet wurde.

Stümer sang den Evangelisten mit der wohlthuendsten Correctheit, ganz im Tone des Erzählers, ohne sich im Empfindungsausdruck des zweiten Theiles den unmittelbar redenden dramatischen Gestalten gleichzustellen. Auch die Arie: „Ich will bei meinem Jesu wachen" hatte er übernommen, da sie zu hoch für Bader lag, der in seiner anspruchslosen Willigkeit: mitzuhelfen, den Petrus und Pilatus sang. Die Damen brachten ihre rührenden Stücke zu voller Wirkung, die gewinnende Stimme der Milder zumal das Accompagnement „Du lieber Heiland Du", der vollquellende Ton des Fräulein von Schätzel die Arie „Erbarme Dich mein Gott!", von Eduard Rietz mit seinem großen vollen Ton im stylvollen Ausdruck begleitet; ein Bußgesang ohne Gleichen.

Ich meines Theils war mir bewußt, daß der Eindruck, den der Vortrag des Jesus hervorbringt, wesentlich über den Eindruck des ganzen Werkes entscheidet; auch hier sind alle Dinge zu ihm geschaffen. Mir galt es die größte Aufgabe, die einem Sänger werden kann. Mich beruhigte, daß die Partie gut in meiner Stimme lag, daß ich sie lange mit Felix und zu seiner vollen Befriedigung studirt hatte, und so

konnte ich, getragen von dem Total der Aufführung, aus voller Seele singe nund fühlte, daß die andächtigen Schauer, die mich bei den eindringlichsten Stellen durchrieselten, auch durch die todtenstillen Zuhörer wehten.

Nie habe ich eine heiligere Weihe auf einer Versammlung ruhen gefühlt, als an diesem Abend auf Musicirenden und Zuhörern.

Der Vorgang machte zunächst in dem Bildungskreise Berlins eine ganz außerordentliche Sensation. Man fühlte die epochemachende Consequenz dieses Wiederauflebens der populairen Wirkung eines halb vergessenen Genies. Wir mußten eine zweite Aufführung am 21. März veranstalten, die überfüllt war, wie die erste*). Zelter wiederholte sie, nach Felix' Abreise, am Charfreitage den 17. April, anstatt des gewohnten Graun'schen „Tod Jesu".

Wie der Eindruck dieser Aufführungen bald ähnliche in andern Städten hervorgerufen, wie man sich an andern Passionsmusiken von Bach, besonders an der nach dem Evangelisten Johannes, versucht, dann die Aufmerksamkeit auf die Instrumentalmusik des alten Meisters gewendet, sie herausgegeben, zu Con-

*) Die beiden Einnahmen dienten zur Stiftung zweier Nähschulen für arme Mädchen.

cert-Bravourstücken gemacht u. s. w., das Alles ist der heutigen Musikwelt bekannt, sie sollte aber nie vergessen, daß dieser neue Bachcultus vom 11. März 1829 datirt und daß Felix Mendelssohn es war, welcher den größten und tiefsinnigsten Componisten wieder in lebendige Wirkung gesetzt hat.

Mir ist es eine der theuersten Erinnerungen meines Lebens, daß ich dazu den hartnäckigen Antrieb gegeben.

Nun Felix mit jener guten That in seiner Heimath sein Meisterstück gemacht, konnte er getrosten Muthes seine erste englische Reise antreten, auf welcher er seinem Vater erweisen sollte, was dieser als unerläßlich von ihm forderte, daß er, neben Ehre und Beifall, auch seinen Lebensunterhalt von seiner Musik beziehen könne.

Zwanzig Lebensjahre hatte Felix nun vollendet, und wie er die festen Grundlagen seiner Berufsrichtung in seinen Charaktercompositionen und seiner Directionsbefähigung gewonnen hatte, ebenso war seine persönliche Eigenthümlichkeit in ihren wesentlichen Zügen schon unveränderlich festgestellt.

Obschon sein mittelgroßer, schlanker Körperbau eine außerordentliche Muskelkraft zeigte, als ein rüstiger Turner, Schwimmer, Fußgänger, Reiter und

Digitized by Google

Tänzer, so war er doch — und das war der Haupt- und Grundzug seiner Natur — von ausnehmend zarter Reizbarkeit. Aufregungen konnten sich bei ihm bis zum Irrereden steigern, wovon ihn dann nur sein fester, todtenähnlicher Schlaf herstellte. Den Schlaf hatte seine Natur überhaupt als ein Ausgleichungsmittel immer zur Hand, Felix versicherte mir, daß wenn man ihn, zu beliebiger Zeit, in einem Zimmer wo ein Sopha befindlich, allein und unbeschäftigt lasse, er sofort einschlafe.

Seinem Gehirne war freilich von früh an Viel zugemuthet worden: Universitätsbildung und moderne Welterforderniſſe an neuen Sprachen, Zeichnen u. s. w., dazu das Studium der Musik in diesem Umfange contrapunktischer Bewältigung. Seine Raschheit im Ueberblick fremder Partituren, seine notenmäßige Auffassung von Musikstücken, die er zum ersten Male hörte, und die ihm deren Bau und Durchführung förmlich durchsichtig machte, so daß er sie zur Stelle nachspielen konnte; sein musikalisches Gedächtniß, welches das ganze Gebiet der bedeutenden Musik auswendig seinen Clavierfingern zu Gebot stellte — alles Dies erregte mir oft die Sorge, ob die Nervenkraft eines Gehirnes solche Zumuthungen eine gewöhnliche Lebensdauer lang ertragen könne?

Zudem gönnte er sich gar kein Ausruhen. Wie seine Mutter ihn früh gewöhnt hatte, so hielt er es

nicht aus unbeschäftigt zu sein. Müßig die Zeit zu verplaudern, ließ ihm nicht lange Ruh', er sah wiederholt nach der Uhr — was man ihm vielfach übelnahm — und wurde erst ruhig, sobald irgend Etwas vorgenommen wurde: Musik, Lesen, Schachspiel u. s. w. Gern hatte er auch beim Gespräch ein Blatt zur Hand, mit dem Bleistift darauf zu fantasiren.

Seine Persönlichkeit machte einen gewinnenden Eindruck. Sein Gesicht — obschon von orientalischem Typus — war schön zu nennen. Eine hohe, gedankenreiche Stirn, an beiden Schläfen stark eingedrückt, ein ausdrucksvolles, großes, dunkles Auge, dem das Senken der Augenlider und das Befloren des Blickes durch die Wimpern immer noch eigen war. Dies konnte aber sehr Entgegengesetztes bedeuten, bald Mißtrauen und Unwillen, bald behagliches Hinträumen oder lauschendes Zuwarten. Die gebogene Nase war von feiner Form, noch mehr der Mund mit der schmalen Ober-, der schwellenden Unterlippe, die sich bei dem leisen Anstoßen der Zunge in Aussprache der Zischlaute etwas vorschob und seine Zähne selten sehen ließ. Eine große Beweglichkeit des Mundes verrieth den leisesten Stimmungswechsel.

Seine Haltung hatte Etwas von seinen Knabenjahren bewahrt, das leise Wiegen des Kopfes und Oberkörpers von einer Seite zur andern bei wechselndem Heben der platt aufgesetzten Füße. Den Kopf

hielt er viel hintenüber gebogen, besonders beim Clavierspielen; wenn er irgend einer Kunstproduction beiwohnte, konnte man aus dem unwillkürlichen Nicken seinen Beifall, aus dem Schütteln des Kopfes seine Mißbilligung wahrnehmen.

In der Gesellschaft machte sein Erscheinen schon jetzt einen bedeutenden Eindruck. Die Blödigkeit, die ihm noch anhaftete, sollte sich auf seinen Reisen ganz verlieren, aber auch jetzt schon, wenn er verbindlich sein wollte, war er anmuthig und herzgewinnend, sein Courmachen bei jungen Damen nicht ohne Wirkung.

In seinem Gefühlsleben nahm die Liebe zu seiner Familie noch die erste Stelle ein. Die Pietät für seine Eltern war unbegrenzt, seine Ehrfurcht für seinen Vater hatte den religiös-patriarchalischen Zug. Die Liebe zu seinen Schwestern war von der zärtlichsten Vertraulichkeit, was in Beziehung auf seinen Bruder jetzt noch der trennende Unterschied der Jahre hinderte. Seine älteste Schwester Fanny stand ihm durch ihre eminente musikalische Befähigung sehr nahe, und ihr trefflicher Charakter, der klare Verstand, ihr durchaus vernünftiges, aber reiches Gefühlsleben — das nicht Jedem erkennbar war — vermochte in Felix' erregtem Wesen Manches auszugleichen. In seine jüngste Schwester Rebecca, welche jetzt in die Blüthe jungfräulichen Reizes trat, war Felix fast

Digitized by Google

verliebt; wie er denn leicht entzündlich war und eben jetzt in den ersten Uebungen zarter Neigung.

Für Freundschaft war er von Natur besonders glücklich angelegt; er besaß zu dieser Zeit schon einen seltenen Schatz von vertrauten Freunden, der sein Leben lang immer anwachsen sollte. Seine Freundschaft war von offener Hingebung, von zarter Aufmerksamkeit, ja von süßer Zärtlichkeit; es hatte etwas Beglückendes, von Felix geliebt zu sein. Aber hier muß gesagt werden, seine Liebe war mehr als naturgemäß parteiisch, sie war Parteisache. Er liebte nur den, der ihn wieder liebte. Hier lag der einzige dunkle Punkt seines sonnenhellen Wesens; ihn hatten die glücklichen Verhältnisse, in denen er erwuchs, genährt. Er war ein verwöhntes Schooßkind des Glückes und es bleibt bewunderungswürdig, daß der Adel seiner Seele dem Egoismus der Bevorzugung doch verwehrte, einen weit größeren Einfluß auf seinen Charakter zu erlangen.

Die Atmosphäre der Bewunderung und Liebe, in der er aufgewachsen, war ihm zum Bedürfniß der Existenz geworden; wer sich kalt oder gar ablehnend gegen ihn und seine Musik verhielt, der berührte ihn feindlich, und die Empfindlichkeit darüber ging bis zum Verkennen des Werthes, den ein solcher Gleichgiltiger außerdem haben mochte. Auch das verkehrte Benehmen eines Menschen oder eine einzelne Aeußerung,

die ihm gegen den Strich ging, konnte ihn ganz abwendig machen und er war dann widerwärtig und unausstehlich. Den immerhin tüchtigen Musiker Bernhard Klein z. B. hat er nie leiden können und im Grunde doch nur, weil — wie er mir verrieth — Klein, in einer Theaterloge neben Felix sitzend, der noch ein Knabe war und seine Beine von dem hohen Stuhle etwas störend baumeln ließ, halblaut ausgerufen hatte: „Kann denn der Junge die Füße nicht still halten!" Solche unbedeutende Vorgänge trug seine Verletzlichkeit lange nach, denn er war nicht gewöhnt, unangenehme Dinge zu hören und sie hinnehmen zu müssen oder mit gutem Humor darüber wegzukommen. Ich zog ihn oft deswegen auf und schlug ihm vor, wie jener Mann, von dem seine Mutter einmal erzählt hatte, sich ein Rachebuch zu halten und jede empfangene Verletzung darin zu verzeichnen zu künftiger Vergeltung.

So durfte ich seiner spotten, weil er wußte, daß ich ihn nicht für fähig hielt, jemals eine Vergeltung, selbst gegen gröbliche Kränkung, auszuüben.

Aber seine Empfindlichkeit, sein Mißtrauen, selbst seinen Vertrautesten gegenüber, waren gelegentlich kaum zu begreifen. Eine hingeworfene Aeußerung, ein dummer Scherz, wie er sie von mir lachend hinzunehmen pflegte, ließ ihn unerwartet die Augenlider senken, mich zweifelhaft anblinzeln und fragen: „Wie

Digitized by Google

meinst Du das? — Nein, sage mir, was Du eigentlich damit sagen willst" u. s. w., so daß man Mühe hatte, ihn zur Verständigung zu bringen.

Diese Eigenheiten Mendelssohn's machten, daß, so viel er geliebt, er auch vielfach ungünstig beurtheilt worden ist; wer ihn aber genau kannte, der nahm diese, in seiner Lebenslage schwer vermeidlichen Fehler willig in den Kauf bei so vielen Trefflichkeiten.

So hatte er das empfindlichste Rechtsgefühl für Anderer Wohlfahrt, selbst für die eines Thieres. Ich erinnere mich, daß ich ihn als dreizehnjährigen Knaben für Leben und Freiheit eines kleinen Fisches sich ereifern sah, den sein kleiner Bruder Paul geschenkt bekommen und für sich wollte braten lassen. Wie Felix in ihn hineineiferte: „Wenn Du ein ordentlicher Junge wärst, so trügest Du ihn gleich wieder in's Wasser!" obschon die Mutter des Nesthäkchens Eigenthumsrecht und Bratgelüst protegirte, bis der Vater entschied: „Paul, wirf den Fisch in's Wasser, Du hast kein Recht an sein Leben, Du bist kein Fischer. Aus Vergnügen oder einer Leckerei willen tödtet man kein Thier". Und wie Felix nun den Kleinen bei der Hand faßte, mit ihm in Carrière zum Graben hinüberlief, das zappelnde Thier hineinzuwerfen! Ich habe später oft an den Fisch gedacht, wenn ich Felix für Unrecht und Bedrängniß, die ein Mensch erfuhr, eintreten sah, oder er sonst Jemandem helfen konnte.

Als eine kleine Probe mag der Zettel gelten, den er mir später einmal schrieb: „Lieber Eduard! Ein alter guter Bekannter von mir, der glücklichste Mensch unter der Sonne und dem es am schlechtesten dabei geht, ein tüchtiger Orgelspieler, will ein Orgelconcert geben und sich dabei auf dem Sebastian Bach hören lassen. Ich habe ihm versprochen, meinen Credit bei Dir anzuwenden, damit Du wo möglich ihm eine Arie von Obigem, etwa „Komm süßes Kreuz" oder irgend eine andere, oder zwei andere, in der Kirche mit Orgelbegleitung singest. Ob ich nun überhaupt solch einen Credit bei Dir habe, ist die Frage, ich denk's aber, und weil der Orgelmann ein grundguter und schrecklich häßlicher Kerl ist, den die meisten Herren wegen seiner Häßlichkeit und Genügsamkeit schlecht behandeln und auf ihm herumtrampeln, wie sie können, so muß man das Gegentheil thun und ihm forthelfen; das wünsche ich zu thun, und Du kannst es, wenn Du seine Bitte erfüllst und ihm obenein noch manchen guten Rath giebst, denn er weiß von der Welt wenig. Uebrigens habt Ihr zusammen bei Zelter gelernt, dann aber zwei verschiedene Carrièren gemacht. Addio. Felix M.-B."

Seine Rücksicht für Andere machte sich auch in seinem Kunsturtheile geltend. Er scheute sich überhaupt, Tadel auszusprechen, und fragte ihn jemand

um sein Urtheil über eine eigne Arbeit, so verstand er Alles hervorzuheben, was irgend zu loben war, und dann mit großer Schonung und doch mit treffender Sicherheit die Mängel zu bezeichnen. Vor Allem gab er sich niemals das Ansehen eines Geschmacksrichters, wie denn überhaupt jede Prätension seinem Benehmen fremd war. Ebenso verhaßt war ihm alles Unächte, Affectirte und Leichtfertige, war ihm Gesinnungslosigkeit überhaupt. Die Gewissenhaftigkeit, welche hieraus hervorging, beherrschte ihn als Musiker ganz entschieden, es war ihm Ernst um Alles, was er schrieb und musicirte, das Gebot der Pflicht stand ihm in jedem Augenblick vor Augen: man dürfe der Welt nichts Frivoles, blos Gefallsames, nichts Inhaltsloses, Unreifes oder gar Gemeines bieten; denn der Künstler sei zur Fortentwicklung des guten Geschmackes, des reinen Kunstsinnes verpflichtet. Darum ist in allen seinen Compositionen — das geben selbst die Gegner seines Ruhmes zu — keine triviale Stelle zu finden; darum war er so streng in der Auswahl dessen, was er veröffentlichte. „Ich habe einen Heidenrespect vor dem Druck“, sagte er mir wiederholt, und hätte er seinen frühen Tod vorausgesehen, er würde die Publication seiner ihn nicht ganz befriedigenden Compositionen vollständig verhindert haben. Darum war ihm seine glückliche Unabhängigkeit von den Sorgen des Lebens nur ein

Sporn mehr: überzeugungstreu zu schaffen, in unablässiger Arbeit es dem Aermsten gleichzuthun und der Welt das Beste zu leisten, was er vermochte.

Ein solcher sittlich-ästhetischer Glaube dürfte auf eine im Allgemeinen ernste Stimmung, ja auf eine gewisse Pedanterie bei dem Bekenner schließen lassen; dies war bei Felix durchaus nicht der Fall, sein Naturell war durchaus heiter angelegt. Der Ernst seiner Ueberzeugungen trat auch im Weltverkehr nie auf seine Lippen, nur in seltnen Stunden des vertrautesten Umgangs und auch da nur in unscheinbaren, womöglich humoristischen Ausdrücken*). Seine Briefe geben davon Zeugniß.

Von London, wohin er Anfangs April gereist war, schrieb er mir den ersten Brief am 19. Mai 1829.

Lieber Devrient!

Dies soll eigentlich gar nicht für einen Brief gelten, denn um Dir ordentlich zu schreiben, fehlt mir jetzt die Zeit; da ich heut um 4 nach dem Unterhause

*) Unter verschiedenen solchen Wörtern gebrauchte er das Wort „Plaisir" meistens für Wohlgefallen in höherem Sinn; man hat das zu Zeiten frivol gedeutet.

muß, wo sie Herrn Oconnell peinigen wollen, und nachher noch in zwei Gesellschaften gehe (Deine Frau wird gleich finden, daß ich Hensel copire), aber ich halt's für meine Schuldigkeit, Alles mitzumachen. Es soll nur eine Danksagung sein, dafür, daß Du der einzige bist, der mir bis jetzt geschrieben, und mich dadurch innerlich erfreut hat, und eine Bitte, mir recht oft so ein Paar Worte zukommen zu lassen; es findet sich ja mancher müßige Augenblick, etwa in den Zwischenacten; ich dachte mir einen Brief, datirt: Alcidor, in der Zeit, wo sonst Bücher gelesen werden, oder: Agnes von Hohenstaufen *), während die Milder eine Arie singt. Kurz, schreib mir nur wieder und bald. — Ich lebe hier glücklich und froh, sobald ich Musik und Musiker um mich herum ignoriren kann, und das geht zum Glück leicht; wollte ich meine Meinung über ihre Musik ihnen sagen, so hielten sie mich für grob, und wollte ich von Musik überhaupt sprechen, so hielten sie mich für ganz toll. Da schenke ich es ihnen lieber und gehe umher und sehe mir die wunderschöne Stadt und das Leben auf den Straßen an, oder fahre auf dem Wasser zwischen den Brücken, Kauffahrteischiffen und Kirchthürmen; oder gehe auf's Land, wo der Frühling mit seinem prächtigen Grün und seinen Blüthen schon gekommen ist, und

*) Beides Opern von Spontini.

rührend schön duftet, oder kaufe mir von einem alten schreienden Weib im Gedränge Maiblumen, darin ist wohl etwas mehr Musik, als in allen den Concerten, deren ich eins gestern überstand, eines morgen aushalten werde, und eines Freitag leiden muß. — Es scheint, daß die Passionseindrücke verwischt oder verdorben sind*); das thut mir leid; so war die ganze Sache nur ein Versuch, was man leisten kann, und wir müssen dann mit dem Resultate und mit der Hoffnung zufrieden sein; daß Du aber nicht nach dem Musikfeste gehen kannst**), thut mir leid in Deine Seele hinein, Du würdest Dich und Andere sehr erfreut haben. Hol' manchen Schurken der Teufel, hier laufen auch viele ungehängt herum, womit ich nicht die Taschendiebe meine. — Sonderbar war mir's neulich, als ich den „Messias" hörte, wie so alle Noten dieselben waren, und jeder Eintritt auf Deutsch eben so war, wie auf Englisch, und wie dieselbe Musik dieselbe Sprache überall spricht; und doch rief's aus jeder Note deutlich heraus, daß es Engländer wären, die sie spielten, und daß ihnen wenig daran läge. Der Buchstabe war da, aber der Geist fehlte, und da

*) Ich hatte ihm von der matten Aufführung am Charfreitag berichtet.

**) Zum Thüringer Musikfest war mir der Urlaub verweigert worden, weil Spontinische Opern zu der Zeit gegeben werden sollten.

der erste tödtet, so war überall das Leben fort. Ueber die Singerei der Engländer schreibe ich Nichts, sondern copire sie Dir im December, und sehe Dich vom Stuhl fallen vor Lachen; Du mußt einen englischen Sänger auf's Theater bringen. Auch die italienischen Sänger gefallen mir nicht recht; der gefeierte Donizetti singt überall zu hoch und schreit gräßlich; dagegen ist die Malibran nie genug zu preisen. Es giebt Stimmen, deren bloßer Ton Einen zum Weinen stimmt, eine solche hat sie, und singt damit sehr ernsthaft und feurig und zart, und kann auch spielen. Du solltest sie sehen! — Eben geht der verfluchte Veluti vor meinem Fenster vorbei; er ist ein erbärmlicher, jämmerlicher Kerl, dessen Gesang mich so anekelte, daß ich in der Nacht davon träumte. Er sang ein Duett mit der Sontag, die ein Concert für die Danziger giebt, worin ich mich auszeichnen will durch Passagen, so Gott will. — Verzeih' den schlechten Brief, ich wurde von Visiten unterbrochen und zerstreut. Leb wohl, grüß' Frau und Kinder von mir, genieß den Frühling und sei froh; wir werden wohl noch mit einander Musik machen; denn die Kunst hält jetzt still (im doppelten Sinn) und an uns soll es nicht fehlen. Einstweilen ist es heller, heiterer Frühling, das ist auch gut. Dein F. M.-B.

Digitized by Google

Felix machte Aufsehen in London. Die Musiker und Kenner frappirte seine jugendliche Meisterschaft, den vornehmen Kreisen imponirte es, daß in den großen Gesellschaften, welche durch die berühmten Virtuosen der Saison gegen hohe Honorare verherrlicht wurden, er seine Kunstleistungen gewährte, ohne Geld dafür zu nehmen, also zur Gesellschaft gehörte. Ueber die Absonderung, welcher die bezahlten Virtuosen in diesen Cirkeln unterworfen waren, war Felix ganz empört; daß er die Malibran so ausgestoßen und verschüchtert habe am Ende des Saales sitzen sehen, konnte er nicht vergessen. Der alte Mendelssohn äußerte gegen mich Besorgniß wegen des lebhaften Interesses, das Felix brieflich für die große Sängerin kundgab, ich meinestheils war überzeugt, daß Felix keiner Unbesonnenheit fähig sei, die ihn außer Uebereinstimmung mit dem Elternhause setzen könnte. Indessen gefiel Theresen und mir im Allgemeinen nicht, daß er in London ein Gesellschaftsmöbel zu werden drohe und diese Stimmung kam wohl hie und da nicht ganz geschickt in meinen Briefen an ihn zum Vorschein; er verfehlte auch nicht, seine Empfindlichkeit darüber zu äußern. Er schrieb am 19. Juni 29:

Lieber Eduard!

Du hast mich durch Deinen Brief vom 30. Mai, den ich erst gestern empfing, sehr herzlich erfreut, und

Digitized by Google

ich will Dir also vor Allem dafür danken, denn es wird mir fast sonderbar, wenn ich von Euch Etwas hier erhalte, ich fühle dann, daß ich sehr weit entfernt bin, und es macht mich doch nicht betrübt; ja, als ich gestern Abend Deinen Brief in einer Gesellschaft zufällig bekam, wurde mir auf einmal so behaglich, als hätte ich eben Dein Dienstmädchen gefragt, ob Herr Devrient zu Hause sei, und als holte sie statt der Antwort den Schlüssel, um aufzumachen. Schreib oft. — Nun aber will ich mich auch benehmen, als sei ich in der Rosenstr. Nr. 1 und muß etwas wüthen; nämlich über eine Stelle in Deinem Briefe, auf die ich recht tüchtig losziehen will; mein Brief, schreibst Du, hätte mir bei Deiner Frau genützt, sie hätte solch ein Mißfallen mit meinem hiesigen Leben gehabt, und auch Du seist damit gar nicht einverstanden. Wärst Du hier, so ginge ich in Deiner Stube auf und ab und würde Dir meinen Aerger durch Manches zu erkennen geben, würde aber die Predigt, die ich nun doch schreiben muß (denn Du kannst mein böses Gesicht nicht sehen) verschlucken. Soll mir Etwas bei Dir oder Deiner Frau nützen? Mir sollte nichts nützen und nichts schaden bei Euch; denn ich dachte, Ihr müßtet mich kennen. Wenigstens wenn ich einmal weiß, daß einer aufrichtig mit mir spricht, wenn ich ihn kenne: so stelle ich mir den Kerl fest hin, und nun mag das Leben, oder was es sei, kommen und

reißen und ändern wollen, ich denke immer daß er schon stehen bleiben wird; was würdest Du auch sagen, wenn ich Dich recht bäte, Dich nicht durch den Glanz der Spontinischen Opern blenden zu lassen, sondern die gute Musik lieb zu behalten; Du würdest von mir mehr Vertrauen verlangen, und ich werde nicht daran denken Dir es zu sagen. Leben und Kunst sind aber nicht zweierlei und wenn ich gewiß bin, daß Du nicht fürchtest ich möchte hier zum Rossini oder zum John Bull übergehen, so mußt Du deshalb auch nicht fürchten, daß mich das Leben ersäuft. Wir werden länger aus einander bleiben; wenn Du aber nicht fest auf einen baust, den Du kennst, so wirst Du gewiß noch oft bange sein um mich, und das möchte ich doch nicht, und möchte auch mir nicht wieder in Deinen Augen nützen oder schaden; und möchte auch nicht daß Du je besorgtest, ich hätte mich geändert; wahrhaftig, Devrient, wenn ich mich bessere oder verschlechtere, so schicke ich Dir einen Expressen; bis dahin glaub's nicht. (Ich meine natürlich, was gewisse Dinge betrifft, die die Leute Gesinnung nennen.) —

Hol' der Teufel Vieles, unter Anderm auch die ganze vorige Seite, die nichts taugt. Ich weiß aber wohl, was ich eigentlich meine. Von etwas Anderm. Schreib mir viel von Agnes*), vom ganzen Theater,

*) „Agnes von Hohenstaufen", letzte Oper von Spontini.

von der Musik in Berlin, besonders aber kleine Einzelnheiten von Deinem Leben, und wo Du wohnen wirst, mit der Hausnummer u. dergl., das thut wohl. Du verlangst, Lieber, ich solle hier einigen Lärm erregen und éclat; ich freue mich meiner künftigen Aussichten wegen Dir sagen zu können, daß ich das gethan habe; die Engländer sprechen von mir und sind freundlich und vergnügt mit mir; dies Jahr ist es nun wohl eigentlich mit der Musik hier vorbei, denn die Saison ist fast schon aus; doch spiele ich noch, meines Gewissens wegen, in den nächsten Tagen Beethovens großes Concert in Es-dur. Die Musiker halten es für unmöglich, und denken das Publicum werde mich fressen, ich glaube es nicht und spiele. Auch wird an demselben Tage mein Sommernachtstraum gegeben, mehr als Probe für das künftige Jahr, wo das Philharmonic ihn spielen muß, denn ich will diese Ouverture und die Meeresstille für die nächsten Winterconcerte hier lassen. Für Coventgarden schreibe ich eine Oper, wenn die Texte, die man mir hier geben will, genügend sind. Sie haben mir Bedingungen gemacht, die ehrenvoll, angenehm und vortheilhaft sind, und im Ganzen sind mir die Leute hier meiner Musik wegen gut, und achten mich deshalb; das freut mich ganz außerordentlich. Denn es ist hübsch, daß ich mir nun so viele Fremde, Unbekannte vom Halse geschafft und zu Bekannten gemacht

habe. — Im Ganzen komme ich nicht zur Ruhe und zum Componiren, das konnte ich in Berlin, aber ich möchte hier augenblicklich dem Publicum meine Meeresstille und dergl. vorspielen, und sie würden es weit besser fassen und verstehen, als der Cirkel gebildeter Leute in unserm Saal. Und doch wissen sie nichts von Musik, und Alles liegt im Aergsten und Argen. Woher kommt das? Auch spiele ich hier bei Gott besser als in Berlin, und zwar deshalb, weil die Leute lieber zuhören. Du wirst das nicht für Eitelkeit halten, aber es hebt einen Jeden, wenn er sieht daß es gelingt und daß er Andern Plaisir macht. Antworte mir bald. Neulich sah ich Don Giovanni von den Italienern, es ist komisch; Pellegrini sang Leporello, betrug sich wie ein Affe, setzte einen Schluß von zehn Rossini'schen Klatschtacten an seine erste Arie an, das Mandolinensolo „deh vieni etc." spielte einer mit dem Bogen sehr zart, verzierte es gebührend das zweite Mal und schloß in hohen Regionen. Ich rief stark da capo aus Grimm. Der Comthur hatte einen Pudermantel um. Die Malibran nahm Zerline ganz toll, nämlich als eine wilde, kokette spanische Bauerndirne, sie hat ein ungeheures Talent. Wie die Sontag Donna Anna singt wirst Du wissen. — Schreibe bald und bleib mir gut. F. M.-B.

Nachdem die Londoner Saison beendet, besuchte Felix in Klingemanns Begleitung die schottischen Seen. Er fing hier an seine ersten selbständigen Skizzen zu zeichnen, soweit Regen und Nebel es zuließen, und Klingemann schrieb zu jedem Blatte ein hübsches humoristisches Gedichtchen. Auch die Hebriden besuchten sie, und der tiefe Eindruck, den die einsamen Inseln auf Felix machten, wurde der Anlaß zu dem charakteristischen Orchesterstück, das er im nächsten Jahre vollendete.

Nach London zurückgekehrt begegnete ihm der Unfall, mit einem Cabriolet auf dem Straßenpflaster umzuwerfen und sich beträchtlich am Knie zu verletzen. Er lag lange Zeit schwer danieder, von Klingemann auf das Sorgfältigste gepflegt, was Felix mit ebenso liebevoller Dankbarkeit aufnahm und nachher gegen mich oft mit Rührung rühmte. Das bange Heimweh wurde nun Genoß seines Schmerzenslagers, er kämpfte gegen die traurigsten Gedanken. Seinen Mantel und seine Reisemütze, sagte er mir, habe er sich zum Trost seinem Bette gegenüber aufhängen lassen, aber oft verzweifelt, ob er sie wohl jemals noch benutzen werde; und so gern er in London gelebt, der Gedanke, dort zu sterben, sei ihm fürchterlich gewesen.

Sein rastlos beschäftigter Geist aber, seine Thätigkeitsgewohnheit waren wohlthätige Hilfe gegen die

Herrschaft solcher trüben Stimmungen, und der vertraute, stete Verkehr mit Klingemann förderte eine Arbeit, der man eine ungetrübt heitere Gemüthsverfassung des Componisten zutrauen sollte. Er schrieb mir davon in einem Briefe vom 29. October 1829:

„Diesen Brief schreibe ich aus Großmuth und Grimm; denn ich bin Dir nur eine Antwort schuldig, und doch hast Du versprochen, auch ohne Antwort zu schreiben; nun könntest Du zwar vielleicht auch gleich aus Großmuth antworten wollen, das wird Dir aber nicht möglich sein, hoffe ich, denn so Gott will begrüße ich Dich bald nach Ankunft dieses Schreibens, und stehe vor Dir „an meinem Stabe gebogen" und Du findest mich dünn geworden, und backenbärtig, und manches Andere, aber in gewissen Punkten unverändert. Es ist wieder einmal die alte Geschichte von äußerlich und innerlich.

Zu schreiben habe ich Dir gar Nichts, lieber Eduard, denn von der nächsten Vergangenheit sprechen mag ich nicht, weil sie trübe und traurig und langweilig ist, und Dir meinen vergnügten, heiteren Frühling und die sonderbaren Hebriden beschreiben, das kann ich besser, wenn ich bei Dir am runden Theetisch sitze und Deine Frau zuhört, und dann eine Erzählung die andere giebt, und wenn ich Dir Glück gewünscht habe zu Deinem jüngsten Kinde. Zwar hatte ich mir vorgenommen, das im Briefe gar nicht zu erwähnen, und

lieber mit einem Händedruck es besser zu sagen, aber es ist doch zu wichtig und läßt sich nicht verschweigen, und den Namen Deiner Frau kann ich nun erst gar nicht nennen, ohne den alten oft gebrauchten Glückwunsch dazu zu setzen, bei dem sich ja ein Jeder denken kann, was er eben denkt. Ihr müßt sehr glücklich sein! — Nun, ich werde es ja bald mit ansehen, und wir müssen viel, viel plaudern, denn ich habe gewaltige Pläne, die mir im Kopfe spuken, von hübscher Musik, alter und neuer, die aufgeführt werden soll und bei der Du dann auch vielleicht mitsingen dürftest, wenn Du nämlich willst. Ich aber schlage Dich todt, wenn Du nicht willst. Mithin willst Du. Und dann auch noch aus andern Gründen. Eben fällt mir ein, daß ich Dir doch Etwas zu schreiben habe, ich bringe nämlich wahrscheinlich ein Liederspiel mit, das ich für die silberne Hochzeitsfeier meiner Eltern hier componire, und das Klingemann und ich schon auf der schottischen Reise entworfen haben; es wird aber nichts als ein kleines Idyll, spielt auf dem Lande im Sommer, und die Hauptrolle darin ist natürlich für Dich, das ist ein herumvagirender Krämer, der den Bramarbas spielt, Mädchen, Ehre und Geld kapern möchte, sich unter Anderm in einen Nachtwächter verkleiden und mit seinem Horn aus Noth eine Nachtmusik unter den Fenstern bringen muß, den ich Dir ganz in die Kehle schreiben will (Du weißt, ich kann

das) und den Du prächtig spielen wirst. Wenn Du nämlich willst. Ich aber schlage Dich todt rc. rc. vide supra. Im Ernst aber, wir wollen diesen Spaß nebst andern Kleinigkeiten am Vorabend oder sonstwann aufführen, auf einem ordentlichen (Mignatur-) Theater, mit einem ordentlichen (Mignatur-) Orchester, und da bitte ich Dich denn von hier aus, Dich der Sache ein bischen anzunehmen, Costüme zu bestimmen, Regisseur zu sein, meiner ältesten Schwester zu zeigen, wie sie die Schulzenfrau agiren muß, und dergl. Du weißt schon was ich meine, bei dem ersten Reiskuchen, den wir beide allein ganz aufessen, setze ich Dir Alles des Breiteren auseinander. A propos! über den Doctor Spontini habe ich in meinem Bette gelacht, der Kerl wird gewiß noch toll. Uebrigens sieht es mit der Musik in Deutschland doch gräulich aus. Sie betreiben hier die Musik wie ein Geschäft, berechnen, bezahlen, handeln, und es fehlt wahrlich an gar sehr Vielem; aber vergleicht man doch ein englisches Musikfest mit einem deutschen, so ist leider ein großer Unterschied. Die Leute seien hier noch so berechnend und geldgierig, so bleiben sie doch Gentlemen, sonst wären sie gleich aus guter Gesellschaft verstoßen, und das fehlt nun eben den lieben Herren Kammermusikern gar zu sehr. Denke ich an die Musiker in Berlin, Devrient, so wird mir grimmig und gallig zu Muthe. Es sind Jammerfürsten und dabei alle solche Gefühls-

menschen, die so blos der Kunst leben! Ich will übrigens die englischen Musiker nicht gelobt haben, aber wenn sie einen Apfelpye essen, so denken und sprechen sie doch wenigstens nicht über den Begriff eines pye's und wie er aus Rinde und Aepfeln bestehe, sondern sie fressen ihn munter hinein. Kurz, der Teufel hole Vieles! Du siehst meinen Grimm von Berlin aus, und bist sehr ruhig und lachst mich aus, und sprichst vernünftig; morgen aber dreht sich's um und Du bist grimmig, ich vernünftig. Daher paßt es recht gut, und wir kommen mir vor in diesem Unkrautfelde von Musikern wie Leute, die so in der warmen Stube sitzen und draußen den Wind blasen hören und sich am Feuer lustig wärmen. Das Gleichniß drängt sich mir auf, denn draußen ist's kalt und windig, hier brennt ein muntres Feuer im Kamin, und ich wärme mich. In Bala neulich habe ich für Dich im Regen ein Lied gemacht, es taugt aber wenig. Wenn ich jetzt nach Hause schreibe, wird mir gegen das Ende so eilig und das Schreiben so zuwider, als müßte ich selbst hineilen und sprechen. Und das muß ich auch. Bis dahin Dein

Felix M.-B.

Inzwischen hatten wir eine Wohnung im Gartengebäude des Mendelssohn'schen Hauses, neben dem Saale, bezogen. Hensel, von Italien zurückgekehrt, verheirathete sich in demselben Herbste mit Fanny und bezog die jenseit des Gartensaales gelegene Wohnung; so fand uns Felix zu seiner Freude ganz familienhaft installirt, als er im November ankam. Er war noch etwas nervös angegriffen, ging am Stock und mußte sich noch einige Zeit ärztlicher Behandlung unterwerfen.

Eifrig hatte er nun an dem mitgebrachten Liederspiele zu instrumentiren, auch Fanny bei der Composition eines kleines Festspieles, das Hensel gedichtet, zur Hand zu gehen und mit uns die Musik am Claviere zu studieren. Sie machte uns die größte Freude und mir klang der bedeutende dramatische Beruf des Componisten aus jeder Note.

Außer der Besetzung des Liederspieles durch die Hausbewohner: Fanny die Schulzin, Hensel der Schulze, Rebecca die Lisbeth und ich den Kauz, hatten wir das Glück, den Studiosus Mantius, dessen kleine aber sehr schöne Tenorstimme in den Berliner Gesellschaften excellirte, für den Hermann zu gewinnen. Er selbst sah dadurch seine stille Absicht: zum Theater zu gehen, befördert und war darum voll Eifer. Für den ganz unmusikalischen Hensel hatte Felix den Scherz gemacht, ihm seinen Antheil an einem Terzett auf ein

und dieselbe Note zu setzen, aber wir hatten tausend Noth und Spaß, ihm den Ton beizubringen. Da die Eltern nicht zu früh aus ihrem Salon, in dem das Spiel vor sich gehen sollte, vertrieben werden durften, so mußten die Theaterproben theils in Hensels, theils in unserer Wohnung auf plattem Zimmerboden vorgenommen werden, was denn mit vielfacher Regieplage für mich, und mit all dem Vergnügen und dem Gelächter, das Liebhaberkomödie zu bringen pflegt, und in dem Felix immer Allen voran war, durchgetrieben wurde. Bühnenbau, Decoration und Orchestereinrichtung mußten mit ingenieuser Knappheit durchgeführt werden.

Zuletzt waren auch die Generalproben auf der Bühne und mit dem Orchester glücklich überstanden, Beleuchtung und Costüme besorgt, Alles schien glücklich zu gehen, als doch zu Ende noch ein Hinderniß eintrat. Mir wurde für den Festabend ein Concert beim Kronprinzen angesagt. Diese Concerte pflegten spät zu beginnen und über die Abendtafel hinaus zu dauern, ja gerade nach der Tafel pflegte der Kronprinz noch deutsche Lieder von mir zu verlangen. Damit war ich denn geradezu verhindert, das Liederspiel mit zu singen, und damit war das Fest gestört; und das am Vorabende, da Alles auf das Beste bereitet, die Gäste geladen waren.

Felix nahm die Hiobspost mit Bestürzung auf

und mit einem Verdruß, der fast Unwille war. Ungewohnt, sich in seinen Unternehmungen gekreuzt zu sehen, verlor er über das Wirrsal, das er vor sich sah, ganz seine gewohnte Achtung vor der Stellung Anderer. Er verlangte, ich solle mich dispensiren lassen vom Hofconcerte, das doch im Grunde nicht in meiner Dienstverpflichtung liege u. s. w., kurz die Aufführung des Liederspieles schien ihm im Augenblicke das absolut Wichtigste in der Welt. Meine Tröstung: daß ich den Versuch machen wolle, den General-Intendanten zu vermögen, mich zeitiger vom Concerte zu entlassen, und wenn dies nicht ausführbar wäre, daß alsdann, nach Aufführung von Fanny's Festspiele, mit dem Liederspiele gewartet werden müsse — vielleicht über das Abendessen hin — bis ich vom Schloß zurück sei. Das schien ihm eine Störung und Verwirrung des ganzen Festes und seine Aufregung darüber nahm dergestalt zu, daß er im Abendkreise der Familie anfing irre zu reden, unaufhörlich englisch zu sprechen und die Seinen in großen Schrecken zu versetzen. Die entschiedene Ansprache des Vaters brachte endlich den wilden Redestrom zum Stehen, man schaffte ihn zu Bett und ein zwölfstündiger tiefer Schlaf brachte ihn wieder in normalen Zustand.

Der silberne Hochzeitstag am 22. December hatte nun seinen feierlichen, von der Theilnahme des großen

Freundeskreises getragenen Verlauf; die Sorge: wie der Abend vorübergehen werde, dämpfte zwar die Freude der Kinder, schließlich ging Alles gut. Der Graf von Redern sagte mir freundlich seinen Beistand zu und kürzte Abends wirklich auf seine Verantwortung meine Function im Hofconcerte ab, so daß ich nach Hause kam, als das Festspiel zu Ende ging, das Liederspiel also, wie es angeordnet war, folgen konnte. Es ging im frischen Zuge der Tagesstimmung, lebhaft und correkt, bis auf Hensels Antheil am Terzett, in dem er natürlich den Ton wieder nicht traf, obschon er ihm von allen Seiten zugehaucht wurde. Das war für Felix vielleicht das größte Plaisir des Abends, er mußte sich auf die Partitur bücken, um sein Lachen zu verbergen.

Die Aufführung machte in der Gesellschaft große Sensation, nicht nur durch den Reiz der Melodien und ihren innigen und sinnigen Ausdruck, sondern mehr noch durch den Humor und die Charakteristik der Gestalten und Situationen, durch den lebendig dramatischen Zug bei der frischesten musikalischen Schönheit. Der neue Erweis von Felix' vorragend dramatischem Talente frappirte allgemein.

Man drängte ihn, das Liederspiel öffentlich aufführen zu lassen, besonders seine Mutter hielt lange und lebhaft an dem Wunsche fest. Felix sträubte sich, zunächst aus Pietätsrücksichten, das Werk, das er nur

für das ihm heilige Familienfest gedacht, der Oeffentkeit preiszugeben. Er hatte so Vieles in der Musik ganz persönlich gemeint. Als ich das Thema schön fand, mit dem die Ouverture beginnt, sagte er mir: das sei seine Widmung, seine Reverenz, mit welcher er vor die Eltern hinträte, seine Arbeit zu überreichen. Die Innigkeit dieses Ausdrucks sollte, nach seinem Wunsche, nur dem vertrauten Kreise bleiben. Dann hatte er das Violoncellsolo, im Liede Nr. 3, für seinen Bruder, die Stelle auf nur einen Ton, für seinen Schwager geschrieben, der Stimmumfang, den er der Partie des Kauz gegeben, war eine Privatneckerei mit mir, das Alles wünschte er nicht in die Oeffentlichkeit gebracht, die es mißverstehen konnte. Sachlich hob er noch hervor, daß die Composition überhaupt nicht für den Raum eines Theaters geeignet sei, daß das nur auf den Salon berechnete Orchester insbesondere ganz umgearbeitet werden müsse. Ich fügte hinzu, daß das Gedicht, in seiner losen Verknüpfung, mit seinem wenig Spannung bietenden Interesse nicht fähig sei, das verwöhnte Publicum zu fesseln. Zudem hielt ich es für höchst unklug, das zarte Werkchen auf den verfehlten Succeß von „Camacho's Hochzeit" folgen zu lassen.

So kam bei Felix' Leben das Liederspiel nicht zur Aufführung; nach seinem Tode war es nicht mehr zu hindern, ich konnte noch ein wenig Hand anlegen, das

Gedicht bühnenfähiger zu machen, und wenn Felix Nichts mehr für sein Orchester thun konnte, so hat man es nicht vermißt.

Getrieben aber wurde er damals von allen Seiten, an dramatische Compositionen zu gehen, und ich war nicht der Letzte, ihm seine Pflichten für die Oper vorzuhalten. Er glaubte noch immer an englische Aufgaben, auf die ich gar kein Vertrauen setzte, indessen knüpfte er auch mit Holtei Verabredungen an, der ihm Stoffe vorschlug und die Ausführung besprach, aber damit endete zu erklären: „Mendelssohn wird niemals einen Opernstoff finden, der ihm genügt; er ist viel zu gescheidt dazu". Und sein Wort ist in Erfüllung gegangen.

Dieser Winter brachte uns ein allerliebstes Zusammenleben. Es bedurfte ja nur eines Weges über den Hof, um zu einander zu gelangen, und Felix machte von der Gelegenheit reichlichen Gebrauch. Bald hatte er eine musikalische Composition mitzutheilen, Verse von mir zu verlangen, Therese frisch componirte Lieder singen zu lassen. Er malte Landschaften mit mir und wollte die Behandlung des gouache von mir lernen; dafür lehrte er mir das Schachspiel mit allen Feinheiten und lachte viel, daß

ich keine davon behielt. Gemeinsames Lesen des Jean Paul beschäftigte uns oft, er lernte auch durch mich Hebel's Gedichte kennen und lieben.

Viel Musik wurde gemacht; da mich zur Zeit gerade das Studium des Orest in Gluck's „Iphigenie" beschäftigte, so veranlaßte er mich, die Partie zuerst in französischer Sprache ganz fest zu studieren, um der Originalaccente in der bewunderungswürdigen Declamation ganz sicher zu werden, die durch die ungetreue Uebersetzung so entstellt sei. Ich habe an der Befolgung dieses Rathes die größte Genugthuung gefunden und um so leichter nachher den deutschen Text berichtigen können. Auch aus dem Liederspiele sangen wir oft, er hörte Therese gern die Lisbeth vortragen, und da sie ihn gebeten, ihr von einigen Stücken den Clavierauszug zu machen, wie er das schon für Mantius mit dem Liede von den Abendglocken gethan, so brachte er ihr eines Tages den vollständigen Clavierauszug von seiner Hand als ein Unicum, aus dem Abschriften nur mit ihrer Erlaubniß gemacht werden sollten. Gewiß eine ausgesuchte Galanterie.

Da nun auch seine Schwestern gern zu Therese kamen, so hatte er des Anlasses genug, bei uns zu sein, den Spielkameraden meiner Kinder zu machen, den vertraulichsten Antheil an unserem Leben zu nehmen und das zarteste Verständniß, das innigste

Mitempfinden zu zeigen, wie es seiner Natur so eigen war.

Am ernsthaftesten beschäftigte ihn in diesem Winter die Composition der Reformationssymphonie. Er besprach den Plan mit mir, theilte mir die einzelnen musikalischen Motive in ihrem charaktervollen Aufbau, am Flügel mit; ich sah das Werk mit den größten Erwartungen vor mir entstehen.

Bei dieser Arbeit machte er auch den seltsamen Versuch: die Partitur in einer Weise aufzuschreiben, die ich in verschiedenen Gesprächen als kaum durchführbar erklärt hatte.

Bekanntlich pflegen die Componisten die Instrumente, welche den leitenden musikalischen Gedanken tragen, zuerst in das Liniensystem der Partitur einzuschreiben, nur die Bässe und einzelne hervortretende Instrumentaleffecte hinzuzufügen, und so den Umriß des Musikstückes fortzuführen, den sie erst nachher vollstimmig ausbilden. Felix nun unternahm es, die fertige Composition in allen Rastrallinien von oben bis unten, Tact für Tact einzutragen. Allerdings pflegte er seine Compositionen nicht eher aufzuschreiben, als bis sie ganz fertig in seinem Kopfe standen und er sie schon seinen Vertrautesten auf dem Flügel vorgespielt hatte, immerhin blieb es eine gewaltige Gedächtnißarbeit: den leitenden Gedanken nur tactweis, zugleich mit allen Ripienstimmen und allen concertirenden

Instrumenten, wie eine große Mosaikarbeit auszuführen. Mit Bewunderung sah ich die langsam vorschreitende Arbeit wie eine schwarze Colonne auf dem leeren Linienblatte vorrücken.

Felix sagte: die Arbeit sei so anstrengend, daß er sie nie wiederholen werde, und ließ es bei dem ersten Stücke der Symphonie bewenden; aber er hatte sich die Probe über eine bis in alle Einzelheiten klare Anschauung von dem niederzuschreibenden Musikstücke geliefert.

So verging uns der ungewöhnlich strenge Winter in überaus angenehmem häuslichen Verkehr. Wir waren auch öfter als sonst im Abendkreise der Mendelssohn'schen Familie, in dem Hensel fast immer an seiner großen Sammlung von Bleistiftportraits zeichnete, theils ausführte, selbst beim Lampenlicht aufnahm. Die Unterhaltung war dennoch ungestört belebt. Die politische Gährung, welche im Juli des nächsten Sommers in Paris explodiren sollte, beschäftigte vielfach das Gespräch. Hensel machte durch seine hyperloyalen Aeußerungen Felix oft ungeduldig, einmal hörte ich ihn mit ungewohnter Heftigkeit ausrufen: „Aber Hensel, nimm doch auf Deinen radicalen Schwager etwas mehr Rücksicht!“ Ja selbst mit seines Vaters weitschauenden Ansichten über die politische Entwicklung Europas war er damals unzufrieden. „Es ist zum Erschrecken, was der Vater für ein Justemiliist ist!“ war die einzige mäkelnde

Aeußerung, die ich jemals von seinen Lippen über den Vater gehört.

Zu Anfang 1830 wurde ihm eine Professur der Musik, die an der Berliner Universität, in Aussicht auf ihn, geschaffen worden, angetragen. Er lehnte ab, aus Ueberzeugung: für diese Wirksamkeit nicht gemacht zu sein, lenkte aber die Wahl auf Marx, und seiner warmen Verwendung gelang es, dem Freunde eine bürgerliche Stellung zu verschaffen. Der alte Mendelssohn sah die Fortdauer dieser Freundschaft ungern; er sagte mir einmal: „Sie haben so großen Einfluß auf Felix, suchen Sie ihn doch von Marx frei zu machen; Leute der Art, die so gescheidt reden und nichts Gescheidtes zu machen wissen, wirken nachtheilig auf productive Talente". Ich glaubte Felix über solche Gefahr hinaus und äußerte das, zudem werde die bevorstehende Reise seine Selbständigkeit außer Gefahr setzen*).

Das Frühjahr 1830 kam heran, der Weg über Weimar, München, Wien nach Italien war für Felix geöffnet, eine längere Trennung vom Vaterhause lag

*) Es geschah auch so, ja Felix wurde inne, daß Marx, vielleicht unwillkührlich, darauf hinziele: ihn von jedem anderen Einfluß, als dem seinigen, abzuziehen. Zumuthungen, welche er später, gelegentlich der niederrheinischen Musikfeste, in Betreff seines Oratoriums „Moses" an Felix stellte, und die dieser gewissenhafter Weise nicht erfüllen konnte, verursachten einen unheilbaren Riß zwischen den Freunden. Beide entdeckten, daß sie sich in einander getäuscht hatten.

vor ihm. Der Reisetag gegen Ende März war festgesetzt, da erkrankte am Tage vorher Rebecca an den Masern. Sie wurde sofort von der Familie abgesondert, Felix vornehmlich sollte nicht zu ihr, damit nicht durch seine Ansteckung die Reise gehindert werde.

Er gerieth darüber in eine wahre Verzweiflung; mit Bräutigamszärtlichkeit klagte er mir, daß er ohne Abschied von Rebecca gehen müsse. In der Dämmerstunde kam er zu uns, Lebewohl zu sagen; niedergeschlagen und bange. Ich begleitete ihn auf den Hof und wir gingen noch lange — es regnete leise — unter dem Vordach, das sich längs des Gartensaales hinzog, auf und nieder. Felix ergoß sich in fast kindischem Jammer; er weinte, und alle meine Vernunft- und Trostgründe wirkten nichts. „Ich werde meine Schwester wohl nicht wiedersehen — wer weiß, was mit ihr geschieht, indeß ich fort bin — wer weiß, was mit mir in der Fremde geschieht — ich werde sie wohl nicht wiedersehen." Das waren die Worte, um die sich unser Gespräch drehte, bei dem mir fast unheimlich wurde.

Des andern Morgens — ich hatte ihm noch einen Besuch zugesagt — erhielt ich einen Zettel von ihm, wie ihrer viele in diesem Winter hin und wieder über den Hof geflogen waren. Er schrieb:

„Die Aerzte geben mir die Hoffnung, daß ich in einigen Tagen auch die Masern kriegen solle. Komm also nicht zu mir, oder wie Hensel sagt: Noli me tangere."

Nun brauchte er nicht zu reisen; ja, als er das Bett wieder verlassen durfte, war ihm vergönnt, im Beisammensein mit Rebecca die Genesung abzuwarten. Da Beiden geboten war, die Augen zu schonen, so wurde die Erfindungskraft angestrengt, um sich der Langeweile zu erwehren, was auf allerlei Possen hinausging. Unser Depeschenwechsel über den Hof ging von seiner Seite in spaßhaften Dictaten, denen Fanny die Feder leihen mußte. Ein Beispiel: „Tausend Dank für Deine Briefe, nur bald mehr, ich will auch morgen ausführlich antworten. Kannst Du mir nicht für die Zeit unserer Augen- und Thatenlosigkeit jenes Zusammensetzspiel mit Blöcken und Zeichnungen dazu schicken? Ich schenkte es vor einigen Jahren Deinen Kindern am Kälbermarkt, und möchte mich jetzt gern ernsthaft damit beschäftigen. Im Falle Du es also schon längst verloren hast, so schick' mir's durch Ueberbringer oder quod Deus vult.

Pompier, Fuhrmann u. Comp."

Eine andere ähnliche Kinderei, einem Schreiber dictirt: „Da ich jeden Morgen Briefe an meine Correspondenten in England, Ungarn, Südamerika und der Provence in die Feder dictire, so sehe ich nicht ein, warum ich nicht mit Dir, o königlicher Sänger, auch mal anbinden soll. „In tausend Formen magst Du Dich verstecken, doch, Allerliebster, gleich er-

kenn' ich Dich" (Goethe's Divan, auf dem Du ja jetzt wohl schläfst), d. h. ich freue mich herzlich, daß Du als Barbier, Erzengel und Heiland reussirst. Eines solchen Fortschrittes dürfen sich wenig Menschen rühmen; dafür hat Dich auch schon ein Berliner, heut in der Zeitung, scheel angesehen. — — — Neues habe ich Dir nicht zu berichten, so was ist mir seitdem nicht eingefallen. Was aber schreibst Du viel vom Frühling? Besteht er in Schläuchen, was den Himmel, in dem Regenschirm, was den Menschen betrifft, ist Einheizen und Zähnklappern dazu erforderlich? Ich glaube an den Frühling gar nicht. Was ist denn überhaupt Liebe, Kunst und Frühling, wenn man in meinem Zustande ist? Die Liebe läßt sich nicht erbittern, mein Magen aber wohl; die Liebe kommt immer wieder, meine Leibschmerzen auch; ich mache es wie der Heiland und halte mich an's Praktische*), dasselbe ist aber in diesem Augenblick lausig. — Bis hieher wird dieser Brief verbrannt oder zerrissen, das Folgende kann leben bleiben — nämlich: wie schön ist Gottes weite Welt! Schreib mir doch bald wieder; ich habe die erste étude von Cramer mit den Händen kreuzweis spielen gelernt,

*) Diesen Ausdruck hatte ich in dem Programm einer neuen Bibelübersetzung von Dinter gefunden, seine Seltsamkeit hatte uns gefallen und er war seitdem unter uns gebräuchlich geworden.

ich spiele die Einsetzung des Abendmahls aus der Passion auf einer Stockflöte, ich gehe müßig wie ein Kapellmeister. Aber Du willst wissen: wann meine Ostern fallen? Sonntag, Lieber, oder Montag; wenn Du also glaubst, eher als ich abzureisen, so irrst Du stark. Wir werden wahrscheinlich zu gleicher Zeit abgehen nach verschiedenen Seiten. Es wird doch nichts Vernünftiges daraus, also will ich lieber schließen, morgen etwa mehr.

Dein
(eigenhändig) Felix Mendelssohn-Bartholdy."

Endlich waren die Geschwister genesen, der Mai war gekommen und Felix, frisch und fröhlich, geheilt von aller Ueberreiztheit, konnte seine Reise antreten. Das Beisammenleben in diesem Winter hatte uns recht eng verbunden, das Scheiden wurde uns Beiden nicht leicht, aber Felix' zärtliche Seele war mehr davon bewegt. Als ich Abschied genommen und er mich bis auf die Freitreppe nach dem Hof hinaus begleitet hatte, ich — der ich das Umarmen der Männer nie geliebt — mit Händeschütteln von ihm schied, rief er mich nach den ersten Stufen zurück, und mit rührungsblassem Gesichte, die Augen überflort, sagte er: „Du könntest mir wohl um den Hals fallen". Das that ich denn von Herzen, und so zog der liebenswürdige Jüngling zu seiner fröhlichsten Reise fort.

Wie er sie genossen und genützt, ist aus dem veröffentlichten ersten Bande seiner Briefe bekannt; wie sich mein Verhältniß zu ihm in dieser Zeit fortgesetzt, werden einige seiner Briefe zeigen. Er schrieb mir aus Wien und Steiermark den ersten:

Wien, 5. Sept. 1830.

Mein lieber Eduard!

Ich sehe nicht ein, warum ich Dir jetzt nicht schreiben sollte, da es so recht wohnlich und abendlich hier im Zimmer ist, während es draußen stürmt und regnet, und ich eben mit Componiren fertig bin und nun an Dich denke, der Du darin predigen sollst. Ich schreibe Dir also, obwohl Du nicht edel bist, sonst hättest Du nicht gewartet, bis ich Deinen lieben Brief beantwortete, sondern hättest auch wohl noch einmal geschrieben, und tausend Kleinigkeiten gemeldet und ausgemalt, wie Du es so gut kannst. Nun, wenn Du nur jetzt wieder Etwas von Dir hören lässest, so bin ich schon zufrieden; aber schreibe bald, und einen rechten langen, vierbögigen Brief, mit Klatschereien und Bildern und Noten, kurz, plaudre mit mir; ich dächte, Du müßtest zuweilen das Bedürfniß dazu fühlen, denn es geht niemals Einem allein so, und mir ist gar zu oft danach zu Muthe. Erzähle: was und wie Du singst und wie Dein weißer Morgenrock sich befindet, und ob Du malst;

erzähle von Deiner Frau, und wenn sie wieder über eine tolle Zeitungsanzeige von Dir ein wenig weint, und Du dann, diesmal ohne mich, nach der Expedition fahren mußt, um die Sache gut zu machen — so sehne Dich nach mir und schreibe mir es gleich; die Geschichte rührt mich noch, wenn ich daran denke. Auch ob Deine Schwägerin noch meine Reformationssymphonie achtet, muß ich wissen, und wie Ihr Alle vergnügt lebt; ob Felix seinen hoffnungsvollen Uebermuth noch hat und tüchtig ungezogen ist; ob Marie noch meine Freundin ist (denn ich behaupte seit der Gartengeschichte, daß sie ein faible für mich habe, Du weißt, daß ich sie nicht grüßte), endlich horche hin, ob Anna und besonders Deine Frau mein Umwerfen des Kinderwagens vergessen haben und ob Ihr an mich denkt bei einem Reiskuchen — kurz, sage wieder „guten Tag“. Bin ich denn fremd, weil ich fern bin?

Freilich aber bin ich fern und viele Zeit ist schon wieder vergangen, seit wir uns nicht gesehen haben; wenn ich aus dem Liederspiel singe, so klingt es schon gar sehr nach Erinnerung und Vergangenheit. Lustig gelebt habe ich seitdem und bin heiter gewesen, habe aber wenig Musik innerlich gemacht; wäre nicht Wien solch ein verdammt liederliches Nest, so daß ich mich ganz in mich verkriechen muß und geistliche Musik schreiben, so hätte ich gar nichts Neues aufzuweisen. Indeß habe ich heut die zweite

Nummer eines Chorals mit Instrumenten beendigt und werde wohl übermorgen mit der dritten und so mit dem ganzen Stück fertig werden, und dann fange ich ein kleines ave Maria für Singstimmen allein an, das ich schon ganz im Kopfe trage. In dem Choral, den ich Euch schicke, sobald er fertig ist, findest Du eine Arie für Deine Stimme, sei so gut und singe sie zerknirscht. Hauser*) flucht, daß meine Solobässe und Lieder so hoch liegen; ich behaupte dann, sie paßten Dir, und wenn ich meinen Jüngling-Liederkranz fast jämmerlich selbst singen muß, so erfolgt immer nachher ein Epilog, der für Dich schmeichelhaft ist.

Kloster Lilienfeld, 2. Octbr. Hier wurde ich vor vier Wochen gestört, ließ den Brief angefangen, und bin seitdem nicht wieder zur Ruhe und nicht zum Schreiben gekommen. Dies aber ist aus Steiermark, und das Kloster liegt ganz von grünen Waldbergen eingeengt, auf allen Seiten rauscht es und murmelt, daher giebt es auch Forellen zum Abendbrod; es ist erst 7 und schon stark finster draußen, das erinnert nicht weniger an den Herbst, als bei Tag die tausendfarbigen Berge, wo das Roth der Kirschbäume und das Frühlingsgrün der Wintersaat lustig durch-

*) Baritonsänger, damals am Kärnthnerthortheater, später Director des Conservatoriums in München.

einanderscheint. In der Dämmerung war ich im Kloster und hab die Bekanntschaft der Orgel gemacht, morgen früh geht's weiter gegen Süden zu, und wieder liegt ein ganzes Bündel Zeit hinter mir. Ich habe in der Zwischenzeit Deinen sehr lieben Brief mit der Gartenzeichnung erhalten, für die ich Dir recht von Herzen danke; meine Bitten auf der vorigen Seite wären also eigentlich überflüssig, indessen sind sie nun einmal da, und können ja für ein nächstes Mal und für Rom ebenso gut gelten. Der Choral ist nun freilich längst fertig und das Ave auch; mit der ersten guten Gelegenheit schicke ich die Stücke zu Euch; auch ein Lied ist seitdem geboren, da es aber nichts taugt, behalte ich es für mich. Ferner habe ich in Baden leider sehr die Cour gemacht, und mir war wirklich sehr wohl und warm dabei; es ist mir schwer geworden, fortzugehen, denn es war so hübsch, wie ich es vielleicht nicht bald wieder finde; hat aber doch nichts geholfen, und heute früh habe ich daran glauben und Abschied nehmen müssen; und wenn ich gestern früh im feinsten morning dress (Du kennst ihn aus „Fra Diavolo")*) mit vielen Damen spazieren ging, Mittags elegant speiste und Abends in Gesellschaft auf Liederthemas fantasirte, so bin ich heut wieder so ruppig wie immer. Der Weg ging

*) Ich spielte den Lord in dieser Oper.

Digitized by Google

durch die Herbstberge, es war kalte Luft, mir ist schon wieder recht reisemäßig und eben kommen die bewußten Forellen. Es ist aber auch verdammt einsam hier in Lilienfeld; man hört die Peitschen von der Landstraße her in großer Ferne. — So, nach dem Essen sieht sich die Sache schon behaglicher an und ich will Dir noch einige „seitdem's“ erzählen. Ich bin also in Presburg zur Krönung seitdem gewesen, das Nähere darüber habe ich an Paul gemeldet, indeß fatal war es mir, als ich bei der Kathedrale spazieren ging, zwischen lauter prächtigen ungarischen Gesichtern, zwischen den schlanken, kecken Gestalten in ihren bunten Trachten, einem bekannten Berliner zu begegnen. Die Mark ist wahrhaftig sehr sandig, mir wurde elend zu Muthe beim Anblick des lieben Landsmanns. Und wenn ich denn einmal ins Schimpfen gerathe, so komme ich nicht so leicht wieder heraus, wie Du weißt, und so muß ich Dir sagen, daß mir die Münchener Maler gar wenig gefallen haben, denn es fehlt ihnen das Erste, was nach meiner Meinung ein Künstler haben soll, das ist der Respect. Sie sprechen von Peter Paul Rubens, als sei der Mann ihres Gleichen, oder noch weniger, und denken, sie haben Cornelius erhoben, wenn sie einen Andern, von dem sie nie begreifen werden, was er nur in seinem schlechtesten Bilde gewollt hat, hochmüthig tadeln. — Eine Eitelkeit ist aber überhaupt jetzt an

der Tagesordnung, die der Teufel holen soll. Bei Gott! die Leute kennen nichts Besseres, als ihr langweiliges Ich, und daher sind sie auch so mattherzig; der Czerny z. B. thut und denkt nun den ganzen Tag nichts, als sich, seine Ehre, seinen Ruhm, sein Geld, seine Beliebtheit; was ist die Folge? Er ist in ganz Wien gering geachtet, man citirt ihn nicht einmal mehr unter den Clavierspielern, und obwohl er, während des Stundengebens, immer Notenpapier und Schreibzeug vor sich hat, um seine Composition zu verrichten, wenn er sie nicht mehr halten kann, so zucken sogar die Verleger zu seinen Sachen die Achseln und meinen, sie gingen doch nicht so recht. — Auf dem Kärnthnerthor geben sie ein miserables Ding nach dem andern, eine ordentliche Oper ist seit Jahren nicht gewesen, nur Auber und höchstens einmal „Wilhelm Tell"; da geht nun kein Mensch hinein, wer drin ist, langweilt sich, und doch werden die Leute nicht klug. Sobald nur einiges Feuer vom Himmel fällt, wird das Alles gut sein. — (tranquillo) Ferner habe ich seitdem einige Tage bei Hauser gewohnt, der sich mit ungemeiner Herzlichkeit und Freundlichkeit gegen mich benommen hat; er hat mir unter Anderm ein kleines Büchlein mit Luther's Liedern auf die Reise mitgegeben, da will ich viel componiren. A propos, ich bitte Dich, Marx zu fragen, ob er mein „tu es Petrus" in Bonn an Simrock verkauft hat

oder nicht, und mir den Bescheid darüber umgehend, d. h. stante pede auf Deutsch, zu schreiben. (Du kannst auch einen sonstigen Brief hinzusetzen.) Sie haben mir in Wien angeboten, die Partitur zu stechen, wenn es also in Bonn nichts ist, so nehme ich das an und eigne es dem Papst zu oder der Herzogin von Dessau oder sonst. — Höre mal, Devrient, ich bin müde, und da wir denn doch heut keine Musik mehr zusammen machen können, so will ich lieber zu Bett gehen. Denk zuweilen an mich, schreib oft, und grüße mir von ganzem Herzen Deine Frau und Deine Schwägerin. Auch bitte ich Dich, Baur in meinem Namen um Verzeihung zu bitten, daß ich ihm nicht geantwortet; ich bin so schreibfaul diesmal und es geht mir so schlecht von Statten, daß ich zu entschuldigen bin. Du weißt aber, wie es gemeint ist; und wenn die Steiermärk'schen Berge, Venedig, die Himmelfahrt der Maria von Titian 2c. einem so bunt vor Augen liegen, so wird einem fast schwindlig, und man vergißt das Schreiben und vieles Andre. Die Hauptsachen aber nicht, und somit gute Nacht.

F. M.-B.

Und als Felix, nach den reichen Erlebnissen, welche die Reisebriefe von Rom und Neapel schildern, wieder über Florenz, Genua und Mailand nach

Digitized by Google

Deutschland lenkte, schrieb er mir aus letzterer Stadt am 13. Juli 1831:

Lieber Devrient!

Du wirst böse auf mich sein wegen meines langen Stillschweigens, aber es ging mir fatal. Vor einem halben Jahre etwa schrieb ich an Dich einen kurzen, aber ausführlichen Brief und schrieb ein neues Lied für Dich hinein und sagte Dir ein Paar Worte, die sich eben unmöglich zweimal sagen lassen, weil das kalt und trocken herauskommt, was da im Augenblick warm gefühlt war; und da ich ordentlich besorgt war, daß der Brief nur ja ankommen möchte, da ich wußte, daß er nicht zu copiren war, so trug ich ihn selbst auf die Post, und doch ist er nicht zu Dir gelangt. Das störte mich nun zeither, so oft ich Dir schreiben wollte, mir war, als sollte ich Dir das wiederholen, oder was andres Aehnliches mit Musik dazu schicken; dann fürchtete ich, sie möchten es abermals nicht ankommen lassen, und so war ich genirt und kam nicht zum Schreiben. Jetzt ist es aber gar zu lange, daß wir von einander Nichts gehört haben, ich weiß nicht einmal, wo Du sein magst, in Paris, in Berlin, in Peking oder sonst wo; wie ich mich nun anschicke, Italien zu verlassen, fällt mir ein, daß Du noch gar keinen Brief aus dem Lande von mir erhalten hast, und das darf nicht sein, darum schreibe

ich Dir geschwind noch ein Paar Zeilen, ehe ich über den Simplon steige. Ich habe Dir auch noch auf Deinen vorigen Brief zu antworten, Du hast mich aber ein Weilchen recht verstimmt dadurch, und ich wollte schon denken, daß wir im Hauptpunkte noch nicht so ganz einig wären, bis mir zur rechten Stunde einfiel, daß ich mich viel weniger auf einen Brief verlassen könne, als darauf, daß wir doch einig wären. Und so ist es auch, denn die augenblickliche Stimmung mag sich ändern, und von der hängt der Brief sehr ab, aber die Hauptsachen, und namentlich wir gegen einander, ändern uns nicht, denke ich. Ist es nicht so? — Du machst mir Vorwürfe, daß ich schon 22 Jahre und doch noch nicht berühmt sei*); ich kann darauf nichts Anderes antworten, als: wenn Gott gewollt hätte, daß ich zu 22 Jahren berühmt sein sollte, so wäre ich's wahrscheinlich schon geworden; ich kann Nichts dafür, denn ich schreibe ebenso wenig, um berühmt zu werden, als ich schreibe, um eine Kapellmeisterstelle zu erhalten. Es wäre schön, wenn Beides sich einfinden wollte, so lange ich aber nicht

*) Ich hatte ihm scherzhaft den Vers aus „Don Carlos" citirt: „Zweiundzwanzig Jahre, und nichts für die Unsterblichkeit gethan", und daran geknüpft: daß man durch Psalmen und Choräle, auch wenn sie an Seb. Bach erinnerten, nicht berühmt werde, hatte ihn auch wieder auf Operncomposition hingewiesen. Das hatte seine Empfindlichkeit erregt.

Digitized by Google

grade verhungre, so lange ist es Pflicht, zu schreiben, was und wie mir es um's Herz ist, und die Wirkung davon dem zu überlassen, der für mehr und Größeres sorgt. Nur daran denke ich immer mehr und aufrichtiger, so zu componiren, wie ich es fühle, noch immer weniger Rücksichten zu haben, und wenn ich ein Stück gemacht habe, wie es mir aus dem Herzen geflossen ist, so habe ich meine Schuldigkeit dabei gethan, und ob es nachher Ruhm, Ehre, Orden, Schnupftabaksdosen u. dergl. einbringt, kann meine Sorge nicht sein. Darüber waren wir ja auch ganz einig, denn es war der Hauptpunkt des Gesprächs, das wir in meiner kleinen Stube, auf den Hof heraus, hatten, in dessen Folge wir uns Du nannten, mit einander Bekanntschaft machten und einige Abende erträglich vergnügt mit einander zubrachten. — Meinst Du aber, ich hätte in dem Ausbilden meiner Compositionen oder kurz: meiner selbst, Etwas vernachlässigt oder versäumt, so sage mir genau und klar, was das ist und worin es besteht. Es wäre freilich ein schlimmer Vorwurf. Du willst, ich soll nur Opern schreiben, und hätte Unrecht, es nicht schon längst gethan zu haben. Ich antworte: gieb mir eine rechte Oper in die Hand und in ein paar Monaten ist sie componirt, denn ich sehne mich jeden Tag von Neuem danach, eine Oper zu schreiben, ich weiß, daß es was Frisches, Lustiges werden kann,

wenn ich es jetzt finde, aber eben die Worte sind nicht da. Und einen Text, der mich nicht ganz in Feuer setzt, componire ich nun einmal nicht. Wenn Du einen Mann kennst, der im Stande ist, eine Oper zu dichten, so nenne ihn mir um Gotteswillen, ich suche nichts Anderes. Aber bis ich nun einen Text habe, soll ich doch nicht etwa lieber Nichts thun (auch wenn ich es könnte)? Und daß ich grade jetzt mehrere geistliche Musiken geschrieben habe, das ist mir ebenso Bedürfniß gewesen, wie's Einen manchmal treibt, grade ein bestimmtes Buch, die Bibel oder sonst was, zu lesen, und wie es Einem nur dabei recht wohl wird. Hat es Aehnlichkeit mit Seb. Bach, so kann ich wieder Nichts dafür, denn ich habe es geschrieben, wie es mir zu Muthe war, und wenn mir einmal bei den Worten so zu Muthe geworden ist, wie dem alten Bach, so soll es mir um so lieber sein. Denn Du wirst nicht meinen, daß ich seine Formen copire, ohne Inhalt, da könnte ich vor Widerwillen und Leerheit kein Stück zu Ende schreiben. — Ich habe auch seitdem wieder eine große Musik componirt, die auch vielleicht äußerlich mal wirken kann: „Die erste Walpurgisnacht“ von Goethe; ich fing es an, blos weil es mir gefiel und mich warm machte, an die Aufführung habe ich nicht gedacht. Aber nun, da es fertig vor mir liegt, sehe ich, daß es zu einem großen Concertstück sehr gut paßt, und in meinem ersten

Digitized by Google

Abonnementsconcerte in Berlin mußt Du den bärtigen Druidenpriester singen, die Chöre ausgeführt von — unter gütiger Mitwirkung des &c. Ich habe Dir den Priester in die Kehle geschrieben, mit Erlaubniß, also mußt Du ihn wieder heraussingen, und wie ich bis jetzt die Erfahrung gemacht habe, daß die Stücke, die ich mit der wenigsten Rücksicht auf die Leute gemacht hatte, grade den Leuten immer am besten gefielen, so, glaube ich, wird es auch mit diesem Stück gehen. Ich schreibe das blos, damit Du siehst, daß ich auch an's Praktische denke. Freilich immer erst hinterher, aber wer Teufel soll Musik schreiben, die doch einmal das unpraktischste Ding in der Welt ist (weshalb ich sie lieb habe) und an's Praktische dabei denken! Es wäre, als ob Einer die Liebeserklärung an seine Geliebte in Reime und Verse brächte und ihr so hersagte. —

Ich gehe nun nach München, wo sie mir eine Oper anboten, um zu sehen, ob da ein Mensch als Dichter ist, denn nur einen Menschen möchte ich, der ein bischen Glück und Talent hätte, ein Riese brauchte es gar nicht zu sein, und finde ich da keinen, so mache ich vielleicht Immermann's Bekanntschaft blos deswegen, und ist der auch nicht der Mann, so versuche ich es in London und schlage Klingemann noch einmal breit. Es kommt mir immer vor, als fehle der rechte Kerl noch, aber was soll ich thun, um ihn heraus

zu finden? Im Hotel Reichmann wohnt er nicht und nebenan auch nicht, darüber schreib mir einmal. Obgleich ich glaube, daß uns der liebe Herrgott Alles, also auch Operntexte, zuschickt, sobald wir es brauchen, so müssen wir doch dabei unsre verfluchte Schuldigkeit thun und uns umsehen, und ich wollte, der Text wäre schon da. Mittlerweile schreibe ich so gute Sachen, als ich nur irgend kann, und daß ich für's Uebrige nicht verantwortlich bin, das haben wir auf meiner Stube damals schon ausgemacht. Und bei dem Protocoll laß uns bleiben. — Nun aber genug des trockenen Tones, ich bin wahrhaftig wieder fast brummig und ungeduldig geworden, und habe mir doch vorgenommen, es nie zu werden. Es ist nett leben hier. Mailand ist eigentlich eine Platanenstadt; das ganze Nest steckt tief in Baumalleen, Gärten, Reis- und Maisfeldern, und um die Wälle innen und außen laufen doppelte Platanenalleen herum; da fährt man Nachmittags spazieren und guckt die feine Welt an.

Aber wenn Du glaubst, in Italien gäbe es italienische Sänger, so irrst Du Dich verzweifelt. Die Prima Donna in Rom war eine Berlinerin, o Jammer! sie sang doch gar sehr übel und machte so viel Prätensionen wie ein Schlittenpferd und fiel doch gar zu sehr durch; die beste Sängerin, die in diesem Augenblick in Italien ist, soll eine gewisse Unger

(Tedescha) sein, der erste Bassist hier ist Herr Schoberlechner aus Wien, der sich aber hier Schober nennt, weil den Italienern das lechner nicht zuzumuthen ist. Die guten Sänger habe ich alle in Paris und London gehört, und da sind sie auch jetzt versammelt, ziehen die Mittelmäßigen nach, und nur das Allerelendeste bleibt im Vaterlande; da ist es wohl kein Wunder, wenn ich in Paris lieber italienische Musik höre, wo erstlich alle ersten Sänger, zweitens auch die zweiten, drittens und viertens Chor und Orchester sind. Denn von einem italienischen Chor hast Du keinen Begriff; ich wollte doch, da ich einmal im Lande der Musik war, gern eine einzige gute Stimme aus dem Chor heraushören, aber sie taugen alle Nichts; schreien wie Zahnbrecher auf der Messe, sind durchaus immer ein Viertel aus einander und ein Viertel vor und nach dem Orchester. Das Orchester ist wieder aus lauter verstimmten Blasinstrumenten und kreischenden Geigen zusammengesetzt und in sich selbst uneinig. — Ich schwöre Dir, daß das Wittenberger Operntheater (es mag eines geben oder nicht) besser ist, als San Carlo in Neapel. Kein Deutscher hat von so Etwas eine Ahnung, d. h. ich meine ordentliche Deutsche, von Herzen; denn solch ein Kerl, wie ich einen angetroffen habe, der ist ebenso wenig ein rechter Deutscher, wie Käsebier. Denk' Dir, Devrient, der Mensch wird vom Ministerium hier zwei Jahre unterhalten,

damit er die italienische Musik studieren soll, geht nun ins Vaterland zurück, um dort die hiesige Singmethode einzuführen, und, wie er mir ohne Erröthen sagte, die neuen Opern von Donizetti und Bellini aufzubringen. Ach Gott, Du begreifst die ganze Niederträchtigkeit von so was nicht! — Aber höre nur solche italienisch Gebildeten an, wie die so gar keine Methode haben, wie eine bayerische Kellnerin reiner und besser singt, wie sie den großen Sängerinnen ihre kleinen Genialitäten, ihre kleinen Unarten, Uebertreibungen u. dergl. nachahmen, und das Methode nennen. Und das wollen sie bei uns einführen, die wir so viel Besseres haben. In ganz Italien ist jetzt keine Sängerin wie die Schätzel, und Du weißt, daß ich keiner ihrer größten Verehrer bin. Aber der Hauptfehler ist, daß sie sich immer italienisch ausbilden wollen, während das, was ihnen unsre Natur mitbringt, das Beste und einzige Gute ist. Glaubst Du denn, daß es in Italien Stimmen wie die Milder, Schechner, Sontag, einen Haitzinger oder Bader, Mantius, Wild giebt? (Von Bassisten schreibe ich Dir nicht, um Dich nicht in Deiner Bescheidenheit zu verletzen.) Aber es ist doch wahr. O Ihr Undankbaren! Ich will gar Nichts weiter sagen, denn ich predige tauben Ohren. Aber ich wollte, ich könnte ein Lied von Dir, oder ein Paar lustige hohe Noten von Deiner Frau wieder hören, abgesehen von Freund-

schaft; wo giebt es denn hier solche helle frohe Stimmen; man höre nur das Volk, wie es melancholisch schnarrt. Aber doch ist es ein Land der Kunst, denn es ist das Land der Natur, und da lebt und webt es überall, im blauen Himmel und im Meere und in den Bäumen giebt es Musik genug. Das Land der Künstler ist nun einmal Deutschland und es soll leben! — Neulich traf ich hier den Kupferstecher Schmidt, den ich einmal bei Dir in Gesellschaft gesehen hatte, seine Frau hatte Lieder von Taubert mit, und weil Du mir davon geschrieben hattest, so ließ ich sie mir leihen. Da hab' ich eine ganz absonderliche, große Freude gehabt, denn da steckt Gemüth und Seele in jedem Liede drin, und es ist keins, worin nicht wenigstens eine Stelle, ein Zug wäre, in dem ganz klar stände, daß es von einem Musiker componirt ist. Auch meinetwegen freute mich die Sache, denn ich hatte gedacht, daß ich ein Brummbär geworden sei und mich an nichts Neuem mehr erfreute, (wie auf der vorigen Seite zu ersehen); aber nein. Denn wenn das Rechte kommt, so bin ich wahrhaftig heilfroh, und gebe Gott, daß Taubert der Mann sei oder werde, der aus seinen Liedern hervorguckt. Aber er muß andere Sachen machen als Lieder, und nicht so süße, sondern recht feurige, entsetzlich ungeschlachte, oder wilde, er muß einigermaßen brennen und wüthen, und dann, glaube ich, entscheidet es sich erst. Aber grüß

mir den Mann und sage ihm Dank; und sage ihm, ich hätte ihm wegen seiner Lieder schreiben wollen und ihm ein Bravo über die Alpen zurufen und einige Randglossen dazu machen. Nachher fiel mir aber leider ein, daß in Berlin viel höfliche Leute sind, die so Etwas nicht leiden können und sich darüber aufhalten, kurz ich that es nicht. Darüber wirst Du mich wahrscheinlich wieder schelten, aber schreib' mir nur was über ihn, wie er denkt und Musik macht und ob er weiter will und muß. Das Ende vom Bächlein „sag, Bächlein, liebt sie mich?", wo der Bach immer nickt und sagt „o ja", ist wunderlieb. — Nun ist es aber der 19. geworden und in einer Stunde steige ich in den Reisewagen, Schmidt's steigen von der andern Seite ein und wir fahren nach dem Comer-See. Da badet man sich heut Abend; fliegt morgen zu Dampfboot hin und her; klettert übermorgen nach Lugano über die Berge, und eben habe ich mir Kellers Schweizerkarte mit den blauen Schneebergen gekauft. — Wie ich Euer aber an allen Orten gedenke und wie sehr lieb ich Euch habe, brauche ich nicht zu sagen. Bleib mir gut, und grüß mir so recht von Herzen Deine Schwägerin und Deine Frau und die Kinder; wenn ich einmal erst wieder mit Euch bin, wird es auch nicht übel sein. Laß mich aber hören, wie sie Alle leben und was Du thust, und so sage ich Euch

Allen Lebewohl aus Italien und komme wieder näher nach Norden. Bis dahin Felix M.-B.

Noch einmal schrieb er mir aus der Schweiz, nachdem er den westlichen Theil derselben durchzogen, aus Luzern am 27. August 1831.

Du sehr liebe Familie!

Sei für Deinen Brief aus Herzensgrunde bedankt, denn es ist ein wahrer und rechter Familienbrief, und wie ich ihn durchgelesen, da war mir zu Muthe, als sei ich eben Abends bei Euch gewesen, drum kann ich auch nicht müde werden, ihn wieder und wieder zu lesen, weil aus jedem Wort Euer glückliches, frohes Leben und Euer Bewußtsein davon ausgesprochen ist, und daß Ihr meiner freundlich denkt. Könnte ich Euch doch sagen, wie mich solch ein Brief erfrischt, dann brauchte ich Euch auch gar nicht weiter zu danken. Es ist aber hübsch von Euch, daß Ihr so froh lebt und die Welt wüthen laßt und ruhig weiter fortschreitet, und nur eben die Fensterladen zuschließt vor dem Sturm und Hagel draußen. — Alles Andere ist vom Uebel. Ihnen aber, liebe Madam Devrient, muß ich nun ganz besonders danken für Ihre freundlichen Zeilen und Erinnerung. Sie glauben gar nicht, wie sehr freundlich

von Ihnen es ist, daß Sie mir selbst Ihren Gruß geschrieben haben, und zwar in Worten, die gerade so sind, wie Sie sie gesprochen hätten; wie gesagt, ich bin Abends bei Ihnen gewesen und das war dann wohl immer vergnügte, glückliche Zeit.

Sie sagen, ich solle nur bald zurückkommen, und Du meinst, Eduard, meine Mutter schöbe das noch lange hinaus; es weiß wohl Keiner jetzt so recht genau, wie es in der nächsten Zeit kommen wird und es ist schwer, namentlich mit dem Reisen, jetzt sich einen bestimmten Plan zu machen. Indessen möchte ich freilich erst noch was Tüchtiges zusammengearbeitet haben, ehe ich wieder nach Berlin käme; so wie ich jetzt stehe, finde ich dort schwerlich was zu thun, ein paar Concerte machen den Kohl noch nicht fett, und zu etwas Anderm würde ich in Berlin wohl nicht gelangen können. Drum will ich sehen so bald als möglich mich wieder recht ins Musikmachen zu werfen; die ganze Zeit in Italien, die mir gewiß sehr förderlich war, habe ich in der Meinung der Leute keinen Fortschritt, also einen Rückschritt gemacht, und so möchte ich denn gern bald was Aeußerliches wieder vernehmen. Diese Kriegs- und Pestzeit ist dazu freilich schlecht geeignet, aber es muß doch sein und so habe ich keine Furcht. Das Einzige, was mir nun alles Dies vereinigen könnte, wäre eine Oper, denn ich gestehe Dir, daß ich solch eine unglaubliche Lust

schon seit einem halben Jahre zu einer Oper habe, daß ich sogar an die Instrumentalmusik in diesem Augenblick nicht denken kann, weil ich Stimmen und Chöre und allen Teufel vor mir brummen habe und mich nicht recht beruhigen werde, bis ich es hinstellen kann. Zudem fühle ich auch gar, daß eine Oper, die ich jetzt schriebe, lange nicht so gut werden würde, als eine zweite, die ich nachher schriebe, und daß ich doch den neuen Weg, den ich mir denke, erst antreten und ein Stück drin laufen muß, um zu wissen, ob er hinführen wird, oder wie bald? während ich in der Instrumentalmusik schon anfange zu wissen, was ich eigentlich wollen soll, und mir selbst viel klarer und ruhiger darüber bin, weil ich mehr darin gearbeitet habe. — Kurz, es treibt mich. Dazu kommt nun noch, daß ich dieser Tage höllisch demüthig geworden bin durch einen Zufall, der mir aber immer noch im Sinne liegt. Im Engelberger Thal finde ich „Wilhelm Tell“ von Schiller, und wie ich ihn hier wieder las, wurde ich wieder von Neuem ganz entzückt und glücklich über solch ein himmlisches Kunstwerk, und über alle die Gluth und Begeisterung und das Feuer darin. Da fiel mir plötzlich ein Wort von Goethe wieder ein, der mir in einem langen Gespräch über Schiller einmal sagte: Schiller hätte jährlich zwei große Trauerspiele liefern können, andre Gedichte abgerechnet. Dieser handwerksmäßige Ausdruck, das Liefern, frappirte

mich auf einmal sehr, als ich das frische, warme Stück las, und mir kam diese Thätigkeit so ungeheuer großartig vor, daß mir war, als hätte ich eigentlich in meinem Leben noch gar nichts Rechtes hervorgebracht. Es steht mir Alles noch so sehr vereinzelt da, es ist mir, als müßte ich auch einmal was liefern.

Finde das nicht unbescheiden, ich bitte Dich, sondern glaube mir, daß ich es nur sage, weil ich weiß, was sein sollte und was nicht ist. Wo ich aber dazu Gelegenheit finden soll, wo es nur anfangen kann, das ist mir bis heute ganz unbegreiflich; wenn es meine Aufgabe aber ist, so werde ich die Gelegenheit schon finden, das glaube ich fest, und finde ich sie nicht, so wird es ein Anderer sein müssen. Dann wüßte ich aber nicht, warum es mich so dazu hintriebe. — Kurz ich muß Musik machen, das ist der langen Rede kurzer Sinn. Du siehst also, daß wir ganz einig sind im Grunde, und ich wollte nur „meine Bequemlichkeit im Widerknurren" brauchen, wie Du es im Knurren willst. Und somit erlaube mir sofort weiter zu knurren und zu murren und zu brummen darüber, daß Du mir schreibst, Du machest dem Taubert eine komische Oper und daß Du weiter kein Wort zusetzest über Plan, Sujet, Ausführung u. dergl. Warum sagst Du nicht ein Bischen davon, damit ich doch auch wisse, woran Ihr arbeitet; und wie heißt der Titel und die Personen, und kommen im Orchester auch

Trompeten und Pauken vor? Daß Marschner den „Heiling" componirt freut mich ungemein und zwar deswegen, weil ich glaube, daß kein Mensch jetzt ihn so gut hätte componiren können, wie der, und weil ich fest überzeugt bin, daß die Oper einen großen Effect machen wird mit seiner Musik. Denn gerade, was Du mit Recht an ihm tadelst, seine Abhängigkeit von Weber, die möchte ich Dir bei dem Gedicht etwas Schuld geben, und wenn ihn das äußerlich abhalten wird, so viel an Weber zu streifen wie bisher, so wird es ihm innerlich desto mehr zusagen, und er wird gewiß seine beste Oper daraus machen. Uebrigens ist sein „Templer" so sehr viel besser, als seine vorigen Sachen, daß gewiß vom „Templer" zum „Heiling" wieder ein Fortschritt sein wird, und so hast Du große Freude an Deinem Gedicht zu erwarten. Was mich aber besonders freut, ist, daß Du sagst, Du fühlest Dich dem Texte jetzt entwachsen und es werde sich das in Deiner Oper für Taubert aussprechen; ich bin sehr neugierig darauf, denn was Du von Deinem Streben in dieser Hinsicht sagst, das finde ich sehr richtig, abgerechnet mehrere Bescheidenheiten, z. B. wenn Du sagst, „es fehle Dir weitaussehendes Studium u. s. w." Das Einzige, was mir bei dem Gedichte, das ich von Dir kenne, zu fehlen schien, das war eine gewisse Natürlichkeit aus der Sache, aus den Charakteren, es kam mir vor, als dächtest Du noch zu viel an das

Theater; und wenn Du es erreichst, nicht Sänger und Decorationen und Situationen, sondern Menschen und Natur und das Leben Dir zu denken und hinzustellen, so bin ich überzeugt, daß Du die besten Opern schreiben wirst, die wir haben werden, denn wenn einer die Bühne so kennt wie Du, so kann er schon nichts Undramatisches schreiben wollen. So wüßte ich auch gar nicht, was Du von Deinen Versen Anderes wolltest; ist es von innen heraus für die Natur und die Musik gefühlt, so sind die Verse schön und musikalisch, und wenn sie sich im Textbuche noch so hinkend ausnähmen; schreib dann meinetwegen Prosa — wir wollen es schon componiren; wenn es so sein muß, da wird es nicht schwer fallen; aber wenn Form in Form gegossen werden soll, wenn die Verse musikalisch gemacht und nicht musikalisch gedacht sind, wenn es äußerlich in schönen Worten eingebracht werden soll, wo es innerlich an schönem Leben fehlt — da hast Du Recht, da ist eine Klemme, aus der kein Mensch herauskommen kann. O Gott, ich bin in einen Lehrton verfallen, der sich gar nicht für mich schickt, aber verzeih' ihn, und mache es wie Du es von mir verlangst, nimm Dir den Sinn heraus und laß die unpassende Einkleidung laufen. Weß das Herz voll ist, geht der Mund über, und so gewiß reines Metrum, gute Gedanken, schöne Sprache noch immer kein gutes Gedicht machen, ohne einen gewissen Blitz der Poesie, der

durchs Ganze geht, so gewiß kann nur durch das Gefühl des Lebens in allen Personen eine Oper vollkommen musikalisch und am Ende auch vollkommen dramatisch werden. Es steht eine Stelle darüber in Beaumarchais, den man anklagte, seine Personen sagten zu wenig eigentlich schöne Gedanken und er lege ihnen zu wenig Poetisches in den Mund; er antwortete: das sei nicht seine Schuld, er müsse bekennen, daß er während des Schreibens immer, über seinen Schreibtisch weg, im lebhaftesten Gespräch mit seinen Personen sei; daß er rufe: Figaro, prends garde, le comte sait tout — Ah Comtesse, quelle imprudence! — Vite, sauve toi, petit page — und was sie ihm dann antworteten, das schriebe er hin, nichts Anderes. Mir kommt das sehr nett und wahr vor. Aber ich spreche wie ein Buch, weg mit dem; Du mußt mir aber darauf antworten, damit wir uns wieder anknurren können, denn es ist eigentlich ganz ersprießlich, wenn man sich so, auf einige Entfernung hin, über Manches verständigen kann; man hat dann später desto mehr Zeit zum Reisessen, obwohl ich eigentlich auch lieber meinen Brief damit hätte anfangen sollen; denn alle Abende, wo ich durchnäßt und vom Sturm verdrossen in ein reinliches, nett gezimmertes, braunes Schweizer-Bauernhaus komme, (die Wände bestehen aus lauter Fenstern, die Möbel aus dicken Oefen und hohen Betten und Blumen-

töpfen) und sobald ich durch jedes Fenster geguckt habe, um die Aussicht auf andere solche Häuser und auf die Berge dahinter zu genießen — da wird sogleich ein Schwyzerrhs bestellt, und das ist dann meine große Erquickung; ich muß ihn aber leider ganz allein aufessen (das „leider“ geht nicht auf's Essen, sondern auf's „allein“). Und hätte ich damit meinen Brief angefangen, so wäre ich von der Schweiz nicht wieder fortgekommen, denn es ist kein Land wie dieses. Alle Träume und Bilder können Dir nicht eine Ahnung von dem geben, was dies für eine Schönheit ist. Es ist auch so verschieden von allen Ländern, Alles so anders, von den Bergformen bis zu den Häusern, daß man es gesehen haben muß, um sich's zu denken. Wie jeder Berg seinen eigenen Charakter hat und seine eigene Physiognomie, finster oder freundlich, alt oder jung, wie man der ganzen Natur gegenüber steht und alle Jahreszeiten mit einem Blick sieht, aus dem sommerlichen Thal zu den nackten Felsen, und endlich zum Schnee und Eis mit allen Winternebeln und Stürmen, und dann wieder, wenn man auf diesem Eise steht, tief herunter ins grüne Thal mit allen Bäumen und Kräutern. — Ist denn nicht eine Möglichkeit, daß Ihr die Schweiz einmal sehen könnt? Denn es giebt einem eine andere Idee vom lieben Herrgott und seiner Natur und ihrer unermeßlichen Schönheit; jeder Mensch, der es könnte, müßte

einmal in seinem Leben die Schweiz gesehen haben. Wo will da das dürre Italien hin gegen diese Lebensfrische und die Kerngesundheit? Was grün heißt und Wiesen und Wasser und Quellen und Felsen, das weiß nur Einer, der hier gewesen ist. Aber was soll ich's beschreiben! Mir ist nirgends so ganz frei, so ganz der Natur gegenüber zu Muthe gewesen, als in diesen unvergeßlichen Wochen, und ich habe mir es vorgenommen, wenn ich in meinem Leben einmal wieder einen Sommer herumschweifen kann, es nur hier in den Bergen zu thun. — Neues componirt habe ich aber seitdem Nichts, ein paar Lieder ausgenommen; ich wollte ich könnte einmal einen Abend wirklich bei Dir sein und Dir meine „Walpurgisnacht" vorspielen, oder vielmehr Du könntest sie mir vorsingen; das Ding liegt gut für Dich. — Deinen Opernplan mit dem italienischen Carneval und dem Schweizeracte kannte ich schon, wußte aber nicht, daß er von Dir sei, Du wirst Dir wohl denken können, wer mir davon erzählte; sei aber so gut und mache die Schweiz ganz gewaltig und über die Maßen frisch, wenn Du an solche zarte Schweiz denkst, mit Jodeln und Sehnsucht, wie ich sie gestern hier auf dem Theater in der „Schweizerfamilie" mit ansehen mußte, und wenn die Berge und die Alphörner sentimental werden, so bringe ich's über's Herz und recensire Dich sehr schlecht in der Spenerschen Zeitung. Aber nein! ich bitte

Dich, mach sie lustig und laß mich mehr davon hören. Vor allen Dingen schicke mir auch die versprochene Musik von Taubert, und womöglich Etwas aus Deiner Oper. Ich schreibe noch heute an ihn und danke für seine Zeilen; haltet aber Euer Wort mit dem Münchner Brief, Ihr Lieben, und erquickt mich wieder sehr dadurch. Jetzt aber muß ich fort, denn heut ist ein schöner Tag und morgen geht es wahrscheinlich auf den Rigi; so lebt mir denn alle wohl, und bleibt so. Deiner Schwägerin bitte ich meinen herzlichen Gruß zu sagen und ihr zu ihrer Besserung Glück und die beste Fortdauer zu wünschen. Die Bauern sprechen hier: Grüß eu Gott! und so sei es und lebt wohl und bleibt mir gut.

Felix M.-B.

Wie er dann weiter östlich durch die Schweiz und über den Bodensee nach München gegangen, schildern wieder die Reisebriefe. Ebenso, wie er einen Opernauftrag erhalten, nach Düsseldorf gezogen, das Gedicht dazu mit Immermann zu besprechen, wie er seinem Vater von Paris aus (im December) davon Mittheilung gemacht, auch dessen Plan bekämpft, einen französischen Operntext zu suchen.

Digitized by Google

Gegen den letzteren Vorschlag hatte ich schon mit dem alten Mendelssohn heftig disputirt, Felix' briefliche Ablehnung ist erschöpfend.

Zu den bereits gedruckten Briefen aus Paris, bis zur Reise nach London im April 1832, habe ich Mittheilungen aus zwei Zuschriften zu machen.

Paris, den 5. Januar 1832.

Lieber Freund!

So schuldig, wie gegen Dich, bin ich wohl noch nie gegen einen Freund geworden. Willst Du mich denn überhaupt noch kennen? Oder willst Du von mir Nichts mehr wissen seit ich das Schreiben verlernt? Entschuldigung habe ich nicht Dir zu sagen, denn die einzige wäre, daß ich Deinen Brief mit dem lieben Geschenke gar nicht erhalten; und lügen darf ich doch nicht; ich habe ihn wirklich erhalten, in München, Du hast mir durch Deinen Text *) die allergrößte Freude gemacht, ich habe ihn immer wieder gelesen, weil ich mich an den unverkennbaren Fortschritten freute, die Du darin zeigst. Daß dies mir größere Freude als jedem Andern macht, hast Du gewußt und

*) „Die Kirmes", einactige Oper, für Taubert geschrieben.

ich brauche es nicht zu sagen, aber wie viel besser mir dieser Text scheint als Deine früheren, wie viel inniger und wahrer, das muß ich Dir doch heut noch schreiben. Denn worüber wir sonst hin und her correspondirt und gekannegießert, darüber sind wir nun schon einig, wie man sich denn überhaupt wohl so am Besten verständigt, und daß Du den Beruf hast, uns die rechten Operntexte zu schaffen, das scheint mir ganz deutlich. Jetzt sehen wir uns bald wieder und besprechen es, dann mußt Du Dich an Dein altes Versprechen erinnern, mir auch einmal was für meinen Magen zu schreiben, und dann schreibe ich wieder für den Deinigen, und dann fressen wir Jeder für den unsrigen, dann singe ich sehr schlecht, Du etwas besser, dafür spielst Du etwas schlechter, und malen kann ich immer noch nicht — kurz dann sind wir wieder ganz die Alten. Das sind wir aber fortwährend geblieben, und Du bist mir auch wohl nicht böse; nicht wahr? Du schreibst mir hierauf gleich nur zwei Zeilen und sagst mir: ob Du noch von mir wissen willst, damit ich dann wieder recht ausholen und schwatzen kann; denn ich habe freilich sehr Unrecht gegen Dich. Das fühlte ich recht lebhaft, als ich aus Rom einen Brief nachgeschickt bekam und ich auf dem Brief den Mai las und wie Du so freundlich besorgt um mich warst und dem Grafen Redern mich und meine Compositionen lobtest, und wie Du von Garten und Wärme

und Früchten und Cholera schreibst, die nun alle vorüber sind, und wie ich den Brief hier, im tollen Treiben, in der Mode, im December bekam, da war es mir sonderbar, ich dachte: der wird es dir nicht übelnehmen, daß du bist, wie du bist, und so faßte ich ein Herz und schrieb. Kommt aber Dein Brief hierauf, dann will ich etwas pünktlich antworten. Denn ich habe Dir sehr, sehr viel zu sagen, und wir müssen viel zusammen überlegen, noch ehe ich nach Berlin komme, damit wir dann Nichts mehr zu überlegen, sondern nur zu thun brauchen.

Somit bleibe mir gut und lebe wohl! Dir, Deiner Frau und den Kindern gehe es, wie ich mir und Euch es wünsche. Es bleibt doch dabei? Und wir miteinander.

Felix M.-B.

P. S. An Marie und Felix habe ich auch nicht geantwortet; da muß ich Dich also bitten, inliegende Briefe zu übergeben, die mich rechtfertigen sollen.

Paris, den 10. März 1832.

Lieber Eduard!

Mir geht es mit dem Schreiben jetzt, wie einem Stummen mit dem Sprechen; aber ich muß Dir und

den Deinigen doch von Zeit zu Zeit ein Lebenszeichen geben, damit Ihr nicht ganz vergeßt, daß solch ein Mensch wie ich in der Welt lebt und damit ich auch von Dir wieder ein Lebenszeichen bekomme; denn Du rechnest genau und schreibst eigentlich nie, sondern antwortest nur. Das thu nun aber auch hierauf, obwohl ich Nichts zu fragen habe. Ich will Dir blos sagen, daß ich mich ganz sonderlich auf Dich und Deine Deinigen freue; so Gott will komme ich bald angestiegen, und dann seht zu, wie Ihr mich wieder aus dem Hause bringen wollt; Marie und Felix verspreche ich sehr viel dummes Zeug und Narrenspossen, wir wollen wieder Pferd spielen, und Dir verspreche ich eine Masse neuer Musik, und wenn Du mir nur dafür etwas Reiskuchen mit Süßem versprichst und einigen Gesang, so sind die Präliminarien fertig. Soll wieder gemalt werden? Vor ein paar Tagen sagt mir Madam Beer ganz freundlich, Du seist entsetzlich krank, Madam Schneider hätte es erzählt. Ich mache, daß ich fortkomme, Madam Schneider ist in Gesellschaft, ich gehe ihr nach zu wildfremden Leuten, mach dem Herrn vom Hause einen Bückling und sage permettez, die Damen sehen meinen schäbigen Ueberrock mit stiller Verwunderung. Madam Schneider thut fremd, ich sage, sie möge mir doch einmal sagen, was das für eine Nachricht sei rc.?; die weist mich zu ihrer Tochter an's Clavier, die sagt

endlich aus: ihr Bruder habe vor zwei Monaten geschrieben, Du habest den Husten gehabt. Hierauf ging ich sehr lustig ab und war vergnügt, und nahm mir vor ich wollte Dir sogleich schreiben und Dir danken, daß Du so gut bist in der Welt zu sein. Ich bin ängstlich geworden hier in Paris, denn ich habe schlimme Botschaft hier bekommen*). Nun aber geht es, so Gott will, auf's Wiedersehen, und ich freue mich fast darauf und es ist mir lieb, daß Madam Beer, noch Madam Schneider, noch ihre Tochter, noch ihr Brief Unrecht gehabt haben, das bedeutet also mein Brief.

— — — — — — — — — —

Doch habe ich Dich auch Etwas zu fragen, Eduard, antworte mir doch gleich darauf. Ich soll für den Cäcilienverein ein Oratorium machen, und da ich meine Oper auf keinen Fall vor Juli anfangen kann, eher wohl später noch, so habe ich vom nächsten Monat ab noch ein prächtiges Vierteljahr Zeit, und möchte es wohl dazu benutzen, wenigstens einen Theil davon zu machen, da ich mir hier schon Vieles dazu ausgedacht habe. Der Gegenstand soll der Apostel Paulus sein, im ersten Theil: die Steinigung

*) Von seines Freundes Eduard Rietz Tode.

Stephani und die Verfolgung, im zweiten Theil: die Bekehrung, im dritten das christliche Leben und Predigen und entweder der Märtyrertod, oder der Abschied von der Gemeinde. Die Worte möchte ich aus Bibel und Gesangbuch hauptsächlich und dann Einzelnes frei haben (die kleine Christengemeinde sänge z. B. die Choräle im ersten Theile, die Vertheidigungsrede des Stephan nähme ich, in den Hauptzügen, aus der Bibel). Aber ich kann mir das nicht selbst zusammenbringen. Willst Du es thun? Du kennst die Bibel besser als ich, und weißt genau, wie ich es meine, und es kostete Dich wenig Arbeit. Du wärst der Mann dazu, antworte mir, ob Du magst, so können wir correspondiren; denn Zeit darf jetzt wenig mehr verloren werden. Lebe wohl, grüß Deine Frau, Deine Schwägerin, Deine Kinder, Dein ganzes Haus und bleib mir gesund und glücklich.

Felix M.-B.

Diesem Vertrauen zu entsprechen fühlte ich mich wirklich nicht im Stande, ich schlug die Bedeutung einer solchen Oratoriumsbildung doch zu hoch an, um meine Bibelfestigkeit dafür genügend zu halten. So rieth ich ihm, unsere theologischen Freunde Baur und Schubring dafür anzuregen, die ihm gewiß genügendes Material für den „Paulus“ zutragen würden. Er hat denn auch Beide darum ange-

sprochen und ist dadurch auf lange Zeit, auch für Textbildung des „Elias“, mit ihnen in lebhaftem Verkehr geblieben.

Im Juli 1832 kam Felix nach Berlin zurück. Er fand uns in einer anderen, auch einer Gartenwohnung, denn ich hatte die im Mendelssohn'schen Hause an Hensel abgetreten, der sich daraus ein Atelier für sich und seine Schule eingerichtet hatte.

Die zwei Jahre, in denen wir uns nicht gesehen, waren ohne Einfluß auf die Vertraulichkeit unsers Verkehrs an uns vorüber gegangen; Felix war ganz unser alter, munterer und warmherziger Freund. Die Kinder waren schnell wieder vertraut mit ihm; er trieb die alten unvergessenen Späße, verlangte, sie sollten ihn „Herr Hofrath“ nennen, wogegen sie dabei beharrten, ihn „Herr Gräul“ zu tituliren; er lud sich wieder zu dem beliebten Reiskuchen ein, und wenn sein Besuch — da die Tischzeit in seiner Eltern Hause später als die unsere fiel — uns beim Mittagsessen traf, setzte er sich wieder an die Tischecke und bat sich von dieser oder jener Speise aus. Denn essen konnte

er fast zu jeder Zeit, wie schlafen, und er bewährte Jean Pauls Ausspruch: „alle guten Menschen essen viel" durch die glänzendste Praxis.

Aber auch in trüben Stimmungen eröffnete er gern sein Herz vor uns, soweit und wie das überhaupt seine Art war. So sagte er uns am ersten Abend, da er bei uns war, daß er an diesem Tage in seines Freundes Eduard Rietz Wohnung gewesen sei und die letzten Spuren seines Lebens verfolgt habe. Wir sprachen von den Trefflichkeiten des Verstorbenen — Felix brach ab, machte einen Gang durch das Zimmer und blieb vor dem Flügel stehen: er wolle doch den altbekannten Ton wieder hören. So präludirte er, sprach von Ton und Anschlag des Instrumentes und vertiefte sich dann in eine überstundenlange Fantasie. Wir saßen regungslos und in Andacht vor diesen Offenbarungen des tiefsten Seelenschmerzes, der stürmenden Verzweiflung, der heiligen Wehmuth und des frommen Trostes. Es war das schönste Denkmal der Freundestreue, in unsern Herzen bleibend errichtet. Ich habe vor- und nachher nie einen ähnlichen erschütternden Eindruck von Musik empfangen.

Mit dem damals noch nicht zwanzigjährigen Taubert, der fast täglich in unserm Hause war, verständigte sich Felix rasch und in der liebenswürdigsten

Weise. Der Anflug eines Mißtrauens in seine künstlerische Richtung war vor Tauberts offener Hingebung schnell verschwunden. Felix erkannte seine Fähigkeiten sehr bestimmt, spielte viel mit ihm Clavier, theils wechselsweise, theils vierhändig. Wir sangen Beider Lieder, sie fantasirten über gegenseitige Themata, ja einmal trieb sie die Tollheit so weit, ein vierhändiges Fantasiren zu versuchen; was eine geraume Zeit lang — durch abwechselndes Ueberlassen der Führung und aufmerksames gegenseitiges Begleiten — wirklich bewunderungswürdig gelang, bis es denn in die unausbleibliche Verwirrung gerieth und mit dem wildesten Gelächter endigte.

Es war damals eine muntere und fördernde Geselligkeit in unserm Hause, wir waren reich an lieben und interessanten Hausfreunden, Felix, von allen verehrt und geliebt, gefiel sich wohl unter ihnen.

Großen Antheil nahm er an meiner und Tauberts Opernarbeit „Der Zigeuner", die uns damals gerade beschäftigte. Nachdem er meine erste Zusammenstellung des Gedichtes gelesen, schrieb er mir ein nach seiner Weise illustrirtes Billet:



Ich gratulire zu der Oper, sie gefällt mir höchst prächtig. Habe sie ganz durchgelesen und finde sie ganz trefflich; einzelne Wünsche trage ich Dir bald vor, aber die Hauptsache kann durchaus nicht besser sein, und der Schluß des dritten Actes ist wunderschön, ich muß ihn nicht zu oft lesen, sonst componire ich ihn selbst. Du hast einen ordentlichen Fortschritt seit dem „Heiling" gemacht. Sollst leben!

Obige Zeichnung ist für Felix, die Zigeuner lauern sämmtlich hinter den Büschen und unter der Brücke; im Hintergrunde sind die sieben Spitzen bei den Haaren herbeigezogen und im Kessel kocht Ferkelsuppe.

Nun lies meinen Text und graule Dich nicht zu sehr; vor allen Dingen vergiß aber Dein Versprechen nicht: keinem eher ein Urtheil darüber zu sagen, als mir, und es nur in der Absicht durchzulesen, mir zu sagen: ob Du meinst, daß es mit Aenderungen jemals werde brauchbar sein können, oder nicht. Somit leb wohl und grüße das ganze Haus.

10. Juli 1832.

Felix M.-B.

Der Text, von dem er hier spricht, war die verabredete Bearbeitung Immermann's von Shakespeare's „Sturm". Leider konnte ich nur die stärksten Bedenken gegen die Brauchbarkeit dieser Arbeit äußern. Sie hatte gar keine Opernform, wich bei musikalisch verwerthbaren Motiven, vom Originale ab, brachte eigne, wenig versprechende Erfindungen dafür und zuletzt eine größere Zerstreuung in die Handlung, als das Original zeigt.

Felix war derselben Ansicht, wir besprachen die nöthigsten Abänderungen, denen sich aber Immermann sehr abgeneigt zeigte, und so verschwand auch diese Opernhoffnung von Felix' Horizonte.

Zu Anfang des September kamen die ersten Partiturstücke von Marschner's Composition des

„Heiling" an. Felix, der sehr gespannt darauf war, wurde sogleich gerufen, ebenso Taubert. Nun gingen Beide daran, die Partitur vierhändig zu spielen und Therese und mir im Singen zu helfen. Eifriger haben wohl selten vier Köpfe sich in die Notenblätter gedrängt. Felix hatte zu thun, Marschner's Composition gegen mich zu vertheidigen, denn mir war Vieles davon gar nicht recht. Ich hatte zu empfinden: wie nachtheilig es ist, wenn Dichter und Componist nicht zusammen arbeiten, nicht ihre Intentionen unausgesetzt persönlich austauschen und ausgleichen können. Besonders übel ergeht es dadurch dem Dichter, der musikalisch ist — was eigentlich jeder Operndichter sein sollte — und der sich nun schon bei Erfindung der Musikstücke Vorstellungen über ihre musikalische Auffassung gemacht hat; er wird, wenn er diese dem Componisten nicht anschaulich mittheilen kann, hinterdrein seine Erwartungen vielfach getäuscht finden. Vergebens hob Felix mir diese und jene große musikalische Schönheit hervor, mich verlangte überall nach klarer dramatischer Entwicklung der Situation, auch in der Musik, nach uneingeengter Declamation, freiem Ausdruck, ich fand dies nicht überall.

Indessen wurden sowohl aus „Heiling", als aus dem „Zigeuner", immer neue Stücke vorgelegt, ver-

Digitized by Google

sucht, Verbesserungen besprochen, theils mit ausgedehntem Personal gesungen, denn unser ganzer Freundeskreis nahm theil an diesen Productionen. Am meisten aber Felix, der doch mit Neid auf die so rührige Opernarbeit sah, nach der er sich so lebhaft sehnte. Er machte mir sogar Vorwürfe: daß ich meine besten Sachen für Andere arbeite und nicht für ihn.

„Habe ich den „Heiling“ nicht einzig für Dich geschrieben und hast Du ihn nicht verschmäht?“

„„Du hast seitdem sehr vortheilhaft daran geändert.““

„Hätte ich das für Dich nicht viel lieber gethan?“

Jetzt würde er gerne den „Zigeuner“ componirt haben, und doch, hätte ich ihm den Text früher anbieten können, er würde sich sicherlich nicht zur Annahme entschlossen haben; die Aehnlichkeit mit „Preciosa“ und mancher andere dichterische Mangel hätten ihn abgehalten.

Seine gewissenhafte kritische Strenge gegen Operngedichte, und sein natürlich starker Trieb, dramatische Musik zu machen, führten ihn im Kreise umher, den ein böser Geist um ihn gezogen zu haben schien.

Unterdessen rückte eine Angelegenheit langsam heran, die schon längst Gegenstand vielfacher Besprechung gewesen — auch in den Londoner Briefen — die Wahl nämlich eines neuen Directors der Singakademie.

Seit Zelter's Tode stand Rungenhagen, unter Beistand eines befähigten Schülers Zelter's: Eduard Grell, der Stelle vor. Diese Einrichtung war, bei Abwesenheiten und Verhinderungen Zelter's, längst eingewöhnt, aber immer als ein Nothbehelf betrachtet worden. Zelter selbst genoß in der Musikwelt doch nur eine untergeordnete Achtung; seinen Compositionen, wie seiner musikalischen Leitung legte man nur den Charakter einer höchst ehrenwerthen, höheren Handwerksmäßigkeit bei*). Aber sein Eingelebtsein mit der Singakademie seit ihrem Werden und Wachsen, als Fasch's treuer Famulus, seine imponirende Persönlichkeit, seine Grobheit, wie seine Gemüthlichkeit und die Tüchtigkeit, mit welcher er die Erhaltung des wichtigen Institutes durch sehr bedrängte Zustände durchgesetzt, — das Alles schaffte ihm unbedingten Respect und ergänzte reichlich, was ihm sonst mangeln mochte und was in den lahm-

*) Er war Maurermeister und als Dilettant in die Kunst gekommen.

werdenden Wirkungen der Singakademie sich schon seit Jahren kund gab. Konnte nun von Rungenhagen's höchst wackrer, aber untergeordneter Persönlichkeit, von seiner so geringen musikalischen Befähigung wohl eine den Zeitansprüchen gemäße Neubelebung der Singakademie erwartet werden? Diese Betrachtungen beschäftigten den Theil der Mitglieder, denen eine höhere Wirksamkeit dieses ersten Gesangvereins für geistliche Musik in Deutschland angelegen war; es sollte sich zeigen, daß diese die Mehrzahl nicht abgaben.

Die von der Vorsteherschaft über sechs Monate hingehaltene Neuwahl des Directors mußte doch endlich vorgenommen werden, eine weitere Klärung der Parteien stand nicht in Aussicht.

Niemand als ich konnte lebhafter wünschen, daß die Wahl auf Felix fallen möge. Er war dann für Berlin erhalten und in einer selbständigen Stellung, die er zu hoher Geltung bringen und dabei nach Lust und Verlangen componiren konnte. Vielfach besprach ich das mit ihm, mit Fanny, mit seinen Eltern. Felix sah die Sache sehr mißtrauisch an und wollte den Standpunkt seiner Londoner Briefe vom 25. Mai und 1. Juni nicht um ein Haar verrücken. Er war bereit, das Directorat, wie er es dem Geheimrath Lichtenstein schon früher zugesagt, zu übernehmen,

Digitized by Google

sobald die Wahl auf ihn falle, aber er wolle sich nicht dazu melden, sich nicht darum bewerben. Er hatte Recht, ich drängte ihn auch zu nichts Andrem, denn meine Hoffnung setzte ich auf den Punkt, den er schon früher Lichtenstein zugesagt hatte, nämlich: die Direction mit Rungenhagen gemeinsam führen zu wollen. Mit diesem Verhältnisse suchte ich Felix immer specieller zu befreunden, und obschon sein Vater den Kopf dazu schüttelte, ging er doch bescheidentlich auf die Stellung ein, welche ihn in allen äußeren Ehrenpunkten scheinbar subordinirte. Nur behielt er sich vor, Urlaubszeit für Kunst- und Erholungsreisen zu bedingen. Lichtenstein sagte seine Unterstützung dieser Auskunft willig zu, ihm war ernstlich daran gelegen, Felix für die Singakademie zu gewinnen, und lieb war es ihm somit nicht direct gegen den ihm befreundeten Rungenhagen agiren zu brauchen.

So wurde die erste Generalversammlung der männlichen Mitglieder auf Sonntag den 19. August 1832, Mittags 12 Uhr, berufen.

Die Generaldebatte schon ergab die Sonderung und die Ansichten der Parteien ganz deutlich.

Für Rungenhagen wurde sein langes Zuwarten in untergeordneter Stellung, seine langjährige Vertretung Zelter's angeführt, die Behauptung daran

geknüpft, daß er sich dadurch ein Recht auf die oberste Stelle erworben habe und daß es von der Akademie ein schnöder Undank sein würde, dieses Recht nicht zu respectiren.

Dagegen wurde geltend gemacht — und hier wurde ich zum eifrigsten Sprecher, — daß die Singakademie ein musikalisch tonangebendes Institut, das älteste seiner Gattung sei, daß dasselbe zu der für alle Dinge giltigen inneren Verpflichtung: sich zum Vorzüglichen zu entwickeln, noch die äußere: das Beste zu leisten, durch seine öffentlichen Concerte gegen das Publicum übernommen habe. Daß die Qualification zur Leitung einer solchen Anstalt nicht blos durch geduldiges Subordiniren und Abwarten erworben werde, die Singakademie aber es als eine höhere Lebensbedingung erkennen müsse: den besten unter den lebenden Dirigenten zu gewinnen; daß Mendelssohn schon vor mehr als zwei Jahren, durch die Aufführung der Bach'schen Matthäus-Passion, aufs Gründlichste erwiesen habe, daß er der Tüchtigste unter den Lebenden sei; daß er auch den Vorzug der Jugend besitze, welcher dem Vereine eine lange Dauer gleichmäßiger Direction, damit die Garantie des steigenden Werthes seiner Productionen und des Ansehens seines Namens verspräche.

Diese Aufstellungen brachten dann die Majorität dahin, mit ihren Ansichten unverhüllt hervorzutreten.

Die Singakademie sei Nichts als eine Privatgesellschaft, welche zusammenkäme, sich mit geistlicher Musik zu unterhalten; sie habe gar keine Verpflichtung gegen die Oeffentlichkeit, zu ihren Aufführungen werde das Publicum nur zugelassen, wem ihr Gesang nicht gefalle, der könne ja wegbleiben. So wolle die Gesellschaft auch vornehmlich einen Dirigenten, der ihr persönlich angenehm sei, ein solcher sei Rungenhagen aus alter lieber Gewohnheit, ein solcher aber sei ihr Mendelssohn nicht, aus allerlei Gründen, unter denen grade seine Jugend voranstehe; denn es sei nicht schicklich, daß so viele alte und hochangesehene Männer und würdige Frauen sich von einem so jungen Menschen sollten zurechtweisen lassen.

Während der hierauf etwas erwärmten Debatte vernahm ich in meiner Nähe, aus einer lebhaft bewegten Gruppe, die Aeußerung: die Singakademie sei, durch ihre fast ausschließliche Beschäftigung mit geistlicher Musik, ein christliches Institut, es sei darum unerhört, daß man ihr einen Judenjungen zum Director aufreden wolle*).

Einzelne, wenig unterstützte Stimmen schlugen vor: den Wettstreit zweier hiesiger Bewerber zu vermeiden, indem man eine auswärtige Capacität be-

*) Daß Felix christlich erzogen war, wußte Jedermann.

Digitized by Google

rufe; es wurden Löwe in Stettin und Schneider in Dessau genannt.

Dieser Generaldebatte wurde durch den Vorschlag der Vorsteherschaft ein Ende gemacht: einen Ausschuß von zwanzig Personen zu näherer Besprechung der Sache zu erwählen, welcher auch Vorschläge für die Generalabstimmung formuliren solle.

In diesen Ausschuß wurde ich gewählt und warf nun den Vorschlag einer gemeinschaftlichen Direction von Rungenhagen und Mendelssohn auf, ich erinnerte, daß die Akademie thatsächlich immer zwei Dirigenten besessen habe, so in Zelter und Rungenhagen, daß es sich also jetzt nicht um eine neue Einrichtung, sondern nur um eine neue Sonderung der Competenzen handle. Lichtenstein nahm sich des Projectes in seiner Alles schonenden Weise an, und obschon die echten Anhänger Rungenhagen's es zurückwiesen, kam doch die Wahl einer Commission von drei Ausschußmitgliedern zu Stande, welche die Möglichkeit einer solchen Doppeldirection, ihren Competenzen nach, formuliren solle. Man erwählte dazu Schleiermacher, den Staatsrath Köhler und mich.

Felix war mit diesem Resultate nicht unzufrieden, er wünschte aus Ehrgeiz, mehr noch aus Pietät für Zelter, dessen Nachfolger zu werden, wie dieser selbst es gewünscht hatte, und ließ sich darum gern von mir

bereden: Rungenhagen werde als Musiker nicht mit ihm concurriren, sondern nur sein Gewohnheitsrecht und sein Ansehen wahren wollen. Felix' Vater sagte mir: wenn man nicht Rungenhagen auf eine andere Weise befriedigen kann, so werden Sie Nichts gemacht haben.

Die Commission trat am 30. August in des Staatsraths Köhler Wohnung zusammen, wir theilten alle Directoralfunctionen auf das Genaueste, Rungenhagen sollte die Dienstwohnung, alle Repräsentation, alle geschäftliche Verfügung und die Theilnahme an der musikalischen Direction, welche hauptsächlich aber in Mendelssohn's Competenz liegen solle — zustehen. Wir glaubten einen guten und lebensfähigen Zustand begründet zu haben.

Nach vier Tagen schon erhielt ich den vom Staatsrath Köhler formulirten Competenzentwurf, besprach ihn nochmals mit Felix, der sich einverstanden erklärte, und so ging das Competenzstatut am 6. September an die Vorsteher ab. Auf einer Generalversammlung am 9. Sonntags Mittag gab selbst Rungenhagen's Partei sich mit dem vorgelegten Statut zufrieden, im Fall Rungenhagen dasselbe thun würde.

Er that es aber nicht. Bei der nächsten Generalversammlung am 2. October, zu der auch die Damen eingeladen waren, machte Lichtenstein die Mittheilung,

daß er im Auftrage der Vorsteherschaft zu Rungenhagen gegangen sei, ihn zur Annahme des Commissionsvorschlages zu bewegen, daß dieser ihn aber bestimmt abgelehnt habe. Er glaube einen wohlbegründeten Anspruch auf die Stelle, wie Zelter sie bekleidet, zu haben, und wolle es auf die Wahl ankommen lassen; eine Erklärung, welche von seiner Partei mit großer Befriedigung aufgenommen wurde.

Felix hielt, nach diesem Vorgange, die Wahl Rungenhagen's für gesichert, wenigstens war er abgeneigt, auf eine Concurrenz mit dem persönlichen Interesse einzugehen, welches jetzt in den Vorgrund der Angelegenheit gerückt worden.

Am Abend des nächsten Tages, nach einem gemeinsam gehörten Kirchenconcerte, gingen wir lange durch die Straßen, die Lage besprechend. Felix hob hervor, daß er ganz berechtigt sei, seinen Namen außerhalb der Wahl zu stellen, da er nur zugesagt habe, die Direction in Gemeinschaft mit Rungenhagen anzunehmen, eine Combination, die durch dessen abfällige Erklärung jetzt aufgehoben sei. Dieser ganz richtigen Anschauung standen meine sanguinischen Hoffnungen entgegen. Ich behauptete, Rungenhagen's Hartnäckigkeit werde ihm viele Anhänger kosten; auch werde, nachdem nun schon die Hoffnung

verbreitet sei, durch den Ausgleich Felix' Capacität zu gewinnen, die Majorität sich jetzt für das musikalische Wohl der Akademie entscheiden müssen. Zudem könne Felix ja doch nicht verhindern, daß sein Name in die Wahlurne käme, wenn er ihn auch zurückzöge u. s. w. Kurz, ich redete ihm seinen Entschluß aus und seine Familie that dasselbe.

Nun wäre es an uns gewesen, eine lebhafte Agitation für Felix' Wahl in's Werk zu setzen, damit unser guter Glaube nicht zu Schanden werde, dazu aber waren wir zu verschämt und zu stolz; es existirte damals noch keine anerkannte Wahltaktik in Deutschland. Die Gegenpartei verfuhr praktischer. Rungenhagen hatte längst Vorbereitungen getroffen, jetzt wurde von den Vorsteherinnen eine ausgedehnte Agitation betrieben, und bald war unter der Losung: „Der arme Rungenhagen darf doch nicht verstoßen werden" im Stillen eine compacte Majorität gebildet. Die Vorsteherschaft ließ diesen Vorgängen bequeme Zeit, man hielt noch einige Ausschußversammlungen über Formenfragen und fing erst Anfangs Januar 1833 an, die Stimmzettel in Empfang zu nehmen.

Am 22. Januar endlich fand die eigentliche Wahlversammlung Abends nach Beendigung der Gesangsübung statt. Ein angesehener Beamter, vertraut mit der Manipulation des Auslosens, übernahm das Geschäft und nannte die gezogenen Namen. So lange

Digitized by Google

die Majorität noch schwankte, wurden die Namen ruhig und anständig ausgerufen, sobald aber das Stimmergebniß für Rungenhagen sich günstig stellte, begann der Ausrufende dessen Namen immer triumphirender zu betonen, dagegen den Namen Mendelssohn's erst mit einem kleinlauten, dann mit mitleidigem Ton zu lesen; ein Verfahren, das öfteres Lachen erregte. Der Vorgang empörte mich, nicht nur wegen seiner unanständigen Parteinahme, sondern weil es beleidigend gegen eine immerhin ansehnliche Mitgliederzahl war, ihre Abstimmung lächerlich zu machen. Da Niemand von den Vorstehern dem Unfuge wehrte, forderte ich die mir zunächst stehenden Bekannten auf, mit mir gegen diese Unziemlichkeit zu protestiren, man hielt mich zurück, ermahnte mich, keinen nutzlosen Scandal zu machen, und ich war zahm genug, dem Rathe zu folgen; aber noch heute gereut es mich, daß ich den Scandal nicht gemacht.

Das Endergebniß war für Rungenhagen mit 148 Stimmen. Mendelssohn erhielt deren 88, Grell 4. Die Singakademie war damit auf eine lange Reihe von Jahren zur Mittelmäßigkeit verdammt, nur gut, um einem neu erstehenden Gesangvereine als Folie zu dienen.

Welchen Eindruck dieser Ausgang der Sache auf Felix machen würde, konnte ich mir sehr gut vorstellen;

ich war beschämt und suchte ihn erst am dritten Tage auf, bekannte mich allzu guten Glaubens schuldig und gestand zu: daß er ohne unsere Beeinflussung die Angelegenheit richtiger behandelt hätte. Er hielt seine Mißstimmung möglichst zurück, aber ich fühlte, daß er sie lebenslang nicht überwinden würde.

Daß die ganze Familie Mendelssohn, unter dem ersten Eindruck der Wahl, ihren Austritt aus der Singakademie erklärt hatte, erfuhr ich erst jetzt zu meinem Bedauern; der Fehler war nicht mehr gut zu machen.

Bis auf die Verstimmung, welche diese Angelegenheit auf uns Alle hervorbrachte, verlebten wir diesen Winter mit Felix genußreich und befriedigend. Wir lasen wieder Jean Paul zusammen und Hebel, Dramen mit vertheilten Rollen, und machten viel Musik. Auf seinem niedren Zimmer und auf Spaziergängen hatten wir gute Plauderstunden, deren immer wiederkehrendes Thema sein dringendes Verlangen nach einem Operntexte war. Bei meinen Arbeiten war er durch Urtheil und Anweisung von liebreichster Nützlichkeit. In den musikalischen Kreisen Berlins trafen wir uns, ebenso im Kreise seiner Familie. Der Sonntagsmusiken, von Fanny fortgeführt, nahm er sich wieder lebhaft an. Ich finde einen Bestellungszettel dazu, der seines Tones wegen mittheilbar ist; er lautet:

„Geehrter Eduard! Wenn Du morgen früh um 11 Uhr zu unserer Musik kommen willst, so verspreche ich Dir zwei große musikalische Genüsse, nämlich, Du hörst mich mein Cmoll-Quartett spielen und Dich die schottischen Lieder von Weber singen. Also komm und genehmige p. p. Felix M.-B.

Sonnabend Abend (Echo: Abend).“

Vier Concerte gab er im Concertsaale des Schauspielhauses vom November bis Januar, und darin unter anderen seiner Compositionen zum ersten Male: „Die Walpurgisnacht“, woran er hier noch vielfach geändert hatte. Schon hier trat mir der Eindruck, den eine dramatische Aufführung dieser Cantate hervorbringen müßte, lebhaft vor Augen. Als ich Felix davon sagte, erwiderte er nachdenklich: „Kann sein; versuch's einmal“. Das will ich — antwortete ich — sobald einmal eine Bühne zu meiner Verfügung steht*).

Felix' Clavierspiel war wohl zu dieser Zeit auf dem Höhepunkt seiner Vorzüglichkeit angelangt, und sein eigenthümlicher Charakter ganz scharf ausgeprägt. Es war nicht Virtuosität, denn seine staunenswerthe Fertigkeit und Ausdauer, seine Präcision

*) Die scenische Aufführung ist seit dem Mai 1860 ein Bestandtheil des Karlsruher Repertoirs.

und Energie waren es nicht, die den Hörer an ihn fesselten. Man vergaß das Instrument, man vernahm nur Interpretation der Composition — weshalb er denn freilich auch nur bedeutende Musik spielte — er gab musikalische Offenbarung, es war nur Sprache des Geistes zum Geiste. Bei seiner Gedankentiefe und Formengewandtheit hatte das Publicum zu bedauern, daß er nicht mehr öffentlich fantasirte; er sagte, er habe die Thorheit erkannt, sich vorzunehmen oder gar anzukündigen: „An diesem Abend und zu dieser Stunde werde ich gute Gedanken haben". — Sein Spiel machte einen großen und beifallerregenden Eindruck, immerhin nicht den, den es in anderen Städten hervorbrachte; dazu kam, daß Liszt dicht vorher durch seine blendende Virtuosität ganz anderer Art das Berliner Publicum zu einem Taumel von Bewunderung hingerissen hatte. Aber auch Felix' Compositionen erregten den froh begeisterten Antheil nicht, den sie sonst überall finden sollten. Seine musikalische Bedeutung sollte in seiner Vaterstadt nur spät und nicht vollgiltig anerkannt werden. Er war eben ein Prophet im Vaterlande.

Am 14. April 1833 reiste Felix wieder nach London. Seine Compositionen, unter denen die Adur-Symphonie die bedeutendste war, ebenso sein Clavier-

spiel, fanden enthusiastischen Beifall. In der zweiten Hälfte des Mai dirigirte er das Düsseldorfer Musikfest und machte Händel's Oratorium: „Israel in Aegypten" zuerst in Deutschland bekannt.

In dieser Stadt, wo die Blüthe der Malerschule eine Anzahl ausgezeichneter und liebenswürdiger Künstler in einem fröhlichen und anziehenden Zusammenleben erhielt, wo Immermann's Lust und Eifer für die Bühne auch für diese ein frisches Leben verhieß, wurde es dem Magistrate nicht schwer, Felix zu fesseln. Er nahm die Stelle eines städtischen Musikdirectors auf drei Jahre an.

Sein Vater erfreute ihn bei diesem Musikfeste durch seinen Besuch und billigte die Uebernahme des neuen Amtes; er hielt es für sehr wichtig, daß Felix in bestimmte Pflicht und Verantwortung komme. Er begleitete ihn nach London zurück, der dort noch Concertverbindlichkeiten hatte; ein Altersleiden am Bein warf ihn aber nieder und verspätete die Rückkehr auf's Festland bis zum Ende des August. Felix schrieb mir vom Landgute seines Oheims, Horchheim bei Coblenz am 7. Septbr.: „Ich folge diesen Zeilen auf dem Fuße. Mein Vater war so bedenklich krank in London, daß ich jetzt, obwohl er gänzlich wieder hergestellt ist, ihn bis nach Hause begleiten will. Freilich kann ich nur höchstens zwei Tage in Berlin

bleiben, aber ich hoffe, Dich und die Deinigen recht ordentlich zu sehen u. s. w."

In der Mitte des September trat Felix sein Amt in Düsseldorf an. Er sollte die Kirchenmusik und den Gesangverein leiten, sagte auch seinen Beistand für die Oper des neu zu errichtenden Immermann'schen Theaters zu. Alles dies sollte ihm — darauf rechnete er — ruhige Zeit zum Componiren gönnen, und er fühlte sich wohl und heimisch in dem jugendfrischen Malerleben. Der eifrige Ansatz, den er nahm, die Kirchenmusik gründlich neu zu organisiren, machte mich sehr neugierig: ob er sich den rührigen Geschäftssinn und die zähe Nachhaltigkeit der Ausführung erhalten werde. Sein reizbares Naturell, seine Verwöhnung: nur dem eigenen Antriebe folgen zu dürfen, machten mir Bedenken.

Den ersten Brief erhielt ich vom 30. Septbr.; er schrieb mir:

Lieber Eduard!

Es ist unrecht, daß der erste Brief, den ich Dir jetzt schreibe, Nichts enthalten soll, als eine Bitte an Dich in einer Geschäftssache; aber ich bin nun ein gewaltiger Geschäftsmann, habe schon Gutachten, Comités, Ausschüsse und Conferenzen, von denen ich Nachts träume, und so bleibt mir Tags wenig Zeit zum Schreiben übrig. Sind wir einmal constituirt (!),

so schreibe ich und beschreibe Alles. Uebrigens gefalle ich mir prächtig hier.

Meine Bitte an Dich ist folgende: Mach' Rungenhagen einen freundlichen Besuch, und zwar deswegen: vor etwa fünf oder sechs Jahren gab mir Zelter Ordre, das Dettinger Te Deum und „Acis und Galathea" von Händel zu instrumentiren. Ich that es, er nahm die Partituren und ich habe seitdem Nichts weiter davon gehört; weiß aber, daß sie sich in der Bibliothek der Singakademie befinden. Nun möchte ich sie für mein Leben gern haben (es sind nur Partituren von hinzugesetzten Instrumenten, nicht vollständige, und sie sind von mir auf mein gewöhnliches hohes Papier geschrieben). Ja ich brauche sie eigentlich nothwendig hier, und deswegen wünschte ich, Du könntest sie Dir geben lassen und mir so bald als irgend möglich per Fahrpost herschicken. Das wäre mir das Liebste, und, da die Akademie die Sachen gar nicht braucht, auch das Natürlichste. Da ich nun aber allerdings nicht beweisen kann, daß die Sachen mein Eigenthum sind, und da sie sich für den Augenblick im Besitz der Singakademie befinden, so sollte mich es gar nicht wundern, wenn sie sich weigerten, sie mir herauszugeben; und wenn also in diesem Punkte (wie ich fast fürchte) Deine diplomatische Finesse scheitert, so setze mir wenigstens das durch, daß ich Abschriften von den beiden Additionalparti-

turen bekomme, laß sie mir so schnell als möglich copiren und schicke sie (gegen dankbare Erstattung ꝛc.). Ich dächte, das könnten sie irgend honetter Weise nicht abschlagen, und mir liegt viel daran. Die Partituren selbst werden leicht herauszufinden sein, Du kennst ja meine Hand, und mußt selbst mit in die Bibliothek gehen. Auch übersetzten wir „Acis“ damals ins Deutsche: diese Uebersetzung müßte sich wohl noch vorfinden, und ist das der Fall, so möchte ich sie gerne haben. Lege nur ja Gewicht darauf, daß beide Partituren nur allein die von mir zugesetzten Instrumente enthalten, also für die Akademie ohne Werth sind (da sie sich ihre Oratorien selbst instrumentiren können, mit ein paar Hörnern und einem alten Kamm und Pauken) und daß ich nur diese meine Geistesproducte haben will. Ich schreibe nicht an die Akademie, weil ich sie direct um keine Gefälligkeit bitten will (und als solche werden sie es doch betrachten), drum bitte ich Dich, entschuldige den great trouble (Earl of Kockburne) und suche mir die Sachen recht bald zu schaffen, ich möchte sie gerne zu unseren Winterconcerten hier haben*). Die werden

*) Durch Mißverständniß kam vom Dettinger Te Deum nicht die richtige Partitur sofort in seine Hände; er drängte später um die Nachsendung und schrieb dabei: „Es kommt mir darauf an, entweder mein Originalmanuscript oder diejenige Partitur zu haben, nach der damals dirigirt worden ist. Und

sehr brillant werden, seht nur zu, ob Ihr es uns Kleinstädtern hier gleichthun werdet; wir haben Rosinen im Kopf (figürlich), und wenn Alles gut geht, verschreiben wir uns Rellstab oder Sobernheim*) oder wie die Herren heißen, hieher, und dann könnt Ihr in Berlin gewiß nicht mehr musiciren. Auch Glasbrenner wünschten wir hier zu haben; es fehlt ohnedies an hübschen Mädchen.

Es ist seitdem Nachmittag und Verdauungszeit geworden, deshalb kann ich in's Plaudern kommen, obwohl ich beim Eingange eilig war. Jede Minute

hier ist auch mein Grund, den Du billigen wirst. Ich habe in der Partitur zu „Acis", die unter dem Titel „neu bearbeitet von F. M.-B." von Zelter aufgeführt wurde, unter vielen guten Sachen doch mehrere gefunden, die ich jetzt durchaus nicht vertreten möchte und die ich corrigiren muß, ehe ich sie wieder in fremde Hände geben kann, weil ich grade in solchen Bearbeitungen eine große Gewissenhaftigkeit für Pflicht halte. Nun erinnere ich mich aber, im Te Deum einigemal noch willkührlicher geschaltet zu haben, als im „Acis", und diese Fehler (wie ich sie jetzt ansehe) wünsche ich herauszubringen, da ich die ganze Bearbeitung nicht mehr zurücknehmen kann. Deswegen bitte ich Dich hauptsächlich, schick' es mir, Du thust mir einen großen Gefallen. — Der Grund aber ist natürlich nur für Dich allein bestimmt und Du mußt ihn nicht weitersagen". Das thue ich hiermit aber doch als Zeugniß für Felix' Gewissenhaftigkeit.

*) Berliner Kritiker.

erwarte ich Dirichlets*), die heut früh von Aachen abreisen sollten, und die wohl einige Tage mit mir hier wohnen werden. Dann kommen sie zurück und sollen Euch Alle sehr grüßen. Eben setzt man meiner Wohnung gegenüber das erste Capitäl auf die Säulen, die vor dem neuen Schauspielhause angebracht werden, und das Volk steht umher und wundert sich. Wenn nur unten an der Säule schon der Zettel klebte, der Deine erste Gastrolle in meiner neuen Oper ankündigte. Sonst kommst Du zum nächsten Düsseldorfer Musikfest, und wir machen eine Fußreise zu Dampfboot, und zeichnen unterwegs und essen Trauben, die dies Jahr übrigens köstlich sind, ganz klebrig. Nun lebe aber wohl, ich muß auf's Rathhaus zum Oberbürgermeister. Grüß Deine Damen sehr schön und herzlich und wünsche ihnen viel frohes und glückliches Leben, grüße auch Marie und Anna und den Gräul vom Herrn Hofrath. Ich wollte, ich säße eben an der Tischecke und bekäme etwas vom Mittagsbrod ab. Schreib, was Du dichtest und singst und lebe wohl. Felix M.-B.

*) Rebecca hatte sich inzwischen mit dem Professor der Mathematik Le jeune Dirichlet verheirathet.

Im zweiten Bande der Mendelssohn-Briefe finden wir die Zeugnisse, wie der ganze Winter ihm in rühriger Arbeit verging und welche Theilnahme er für Verbesserung des Musikwesens bei dem Gesangvereine, auch bei den Malern zu erregen wußte. Auch um die Opern bei den sogenannten Mustervorstellungen — durch welche Immermann das bessere Publicum für sein neues Unternehmen zu gewinnen suchte — war Felix mit vollem Eifer bemüht, ja er hielt einem Theaterscandal, den das rohere, mit den begonnenen Veränderungen des Theaterzustandes unzufriedene Publicum erregte, während einer Vorstellung des „Don Juan" am Dirigentenpulte ruhig Stand*). Mir schrieb er am 5. Febr. 1834 noch im vollen Behagen seiner Lage:
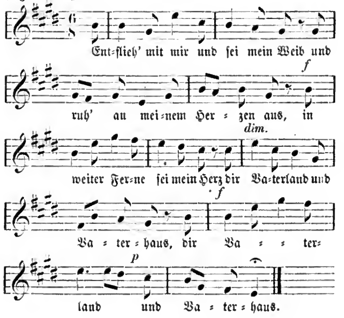
Mein lieber Eduard!

Grade als ich anfangen wollte, Dir zu schreiben, kam Dein lieber letzter Brief und beschämte mich, daß ich es nicht schon längst gethan, und daß ich nun doch erst lesen mußte, wie Dich mein Schweigen verdrossen habe. Aber Du weißt doch wohl, daß es nicht Verstummen ist, wenn ich mal eine Weile nicht schreiben kann, und daß ich Dir nahe bleibe, wenn Du auch in Berlin sitzest und ich hier, und daß ich's Schreiben ganz verlernen könnte und es bliebe doch so. Das ist aber

*) S. Brief an s. Vater vom 28. Decbr.

noch nicht so schlimm, sondern ich denke diesen Brief recht lang zu machen, und wenn Du dann doch nicht antwortest, schreibe ich wieder. Die längst versprochenen Lieder, die ich immer für Euch 4stimmig componiren wollte, sind nun endlich an's Licht gekommen und ich habe sie Dir als mein Geburtstagsgeschenk abgeschrieben*); ich dachte den Tag hier ganz allein

*) Es waren die drei Volkslieder von Heine, (vierstimm. Lieder, Op. 41), aber in anderer Fassung, als sie im I. Heft gedruckt sind, namentlich das erste Lied nach unserm und Fanny's Urtheile viel frischer und volksthümlicher. Die Melodie war folgendermaßen:



und still zuzubringen, weil ich glaubte, Niemand wisse hier davon, aber das war nicht so, und der Tag wurde so toll und voll, von einem Ständchen der Militairmusik des Morgens, bis zu einem Ball, den Schadow mir zu Ehren gab, und wo wir bis halb 3 Uhr tanzten, daß ich kaum zu einem Brief nach Hause und zu dieser Abschrift Zeit behielt. Ich wollte, Ihr säuget die Lieder zuweilen und sie gefielen Euch sehr. Das wird wohl auf den ersten Blick gewiß nicht der Fall sein, und Du wirst sie am Ende so verzweifelt einfach finden, daß Du meinst: das könne gar nicht componiren heißen; kehr' Dich aber nicht daran, es kommt dann vielleicht besser, und ich wollte, ich könnte Theresens gis im ersten Liede mit anhören; und Taubert soll den Tenor nicht zu sehr ziehen und schmachten; und wo willst Du das tiefe e herkriegen? Greifst auf dem Kisting*). Eigentlich sollte dies ein Gratulationsbrief werden zu Deinem grauen Herrn**), der den Leuten ja ungemein gefallen zu haben scheint; so was ist gar zu prächtig, denn man fühlt sich dann immer ein Paar Fußtapfen weiter und kann sich immer mehr Suiten herausnehmen, ohne daß das Pack mucksen darf. Aber Du schreibst ja gar nicht ausführlich genug darüber, weder Besetzung, noch Musik, noch

---

*) Der Fabrikant meines Flügels hieß so.

**) Mein Schauspiel: „Das graue Männlein".

Costüm, noch Applause, noch Lampenputzer, grade die Complimente, von denen Du schreibst, daß Graf Redern sie Dir im höchsten Auftrag machte, die interessiren mich nicht halb so, wie alles das; und was sagte mein Rellstab? Euer Orakel? Pythius? darfst Du leben, oder nicht? Das ist wichtig in Berlin; hier schlagen wir uns freilich gar mit den Biersäufern herum, und mit den Schenkwirthen und abgesetzten Beamten und mit Krethi und Plethi, aber Plethi ist mir doch lieber, als Euere Theaterhabitués. — Was Du mir über die Ideen einer Novelle: „Die Schauspieler" schreibst, gefällt mir einzig, ich bitt' Dich, laß es ja nicht liegen, sondern mach' es gleich nach Empfange dieses Briefes fertig und dedicire es mir etwa, oder schicke es wenigstens. Denn ich halte die Idee für sehr glücklich, und glaube nicht, daß ich nur halb so viel Gutes davon ausdenken kann, als Du daraus machen wirst. Du vergissest doch einen recht liederlichen, windigen, gemeinen, gutmüthigen Schauspieler nicht? Und Du wirst doch alle Seligkeit und alle Misère in der Novelle anbringen? Und wirst doch nicht vergessen, dem Publicum sein Theil zu geben, und ihnen einmal zu äußern, daß eigentlich viel zu viel für sie geschieht. Du mußt auch einen Schauspielervirtuosen drin anbringen, so 'nen Kerl, der gute Beine und Lungen hat, sich den Teufel aus der Kunst macht, Nichts kennt als sich

Digitized by Google

selbst, und drum von Allen adorirt wird, und alles Gute aus dem Felde schlägt. Kurz, mach's nur und schreib mir bald davon. — Daß Du die Oper aber verlassen willst, das steht mir gar nicht an, denn warum? Ich will auch noch einmal welche schreiben, und da ist's angenehm, gute Leute beim Handwerk zu wissen. Und dann mußt Du ja im nächsten Frühjahr hier singen und meine Düsseldorfer entzücken. Und dann bedenk' die Bach'sche Passion. Uebrigens ist's ja gar nicht Ernst. Ad vocem Frühjahr: willst Du denn wirklich kommen? Es wäre gar zu nett. Ich schreibe Dir dann einen Theatervereinsbrief, fordere Dich zu Gastrollen sehr demüthig auf, Du antwortest vier Wochen gar nicht, dann zwei Zeilen, Du würdest mal sehen oder dergleichen. Kurz, Du müßtest herkommen, und dann reisten wir zusammen rheinaufwärts. Ich studiere jetzt den „Wasserträger" ein und bei jeder Note fällt mir Eduard Devrient ein, denn das Ding ist ja, als wäre es für Dich geschrieben. Sag mir doch, warum Du ihn noch gar nicht gegeben hast? Weil er einen Sohn hat, der sich verheirathet? Da citire ich Rocco. Oder ist die Musik aus der Mode? Ohne Spaß, Du solltest Dir mal die Rolle so recht zurichten, natürlich neu übersetzen, die Chöre einstudieren und regissiren, und Dir ein Verdienst um die gute Sache erwerben. Denn die drei ersten Tacte der Ouverture sind mehr werth als

Euer ganzes sonstiges Repertoir, Prinz Riquet einbegriffen. Sieh, schon deswegen mußt Du bei der Oper bleiben, um ab und zu Dir mal einen solchen Spaß machen zu können, und den Andern auch. Ferner würde ich nun an Deiner Stelle „Ali Baba" vom alten Herrn poussiren, und die Intendanz plagen, bis er gegeben wäre und durchfiele, weil er in Paris auch kein Glück gemacht hat. — Aber ich bitte Dich, was schreibst Du von Euren Bestellungen! Glaubst Du denn, man habe irgend Etwas, einen Stiefelknechtsgalopp, geschweige denn die Chöre zum „Sommernachtstraum"*), bei mir bestellt? Hat man nicht zu Immermann in Berlin gesagt: man wolle mich einstmals brauchen? Und verbringe ich nun nicht mein ganzes Leben und warte darauf? Und wenn ich mir ein graues Haar ausziehe, denke ich da nicht, daß ich wieder um so viel brauchbarer für Berlin werde? (Freilich aber auch bald 26 Jahre.) Und wer soll denn Euren Puck machen, Stawinsky oder Blume?**) Zur Titania müßte sich Hofrath Esperstedt entschließen, und sobald der „Sommernachtstraum" so besetzt ist, will ich Chöre dazu versprechen und 1850 durch einen Reisenden nach Berlin schicken, um das

*) Ich hatte eine Aufführung des Stückes mit Musik von M.-B. angeregt.

**) Zwei Schauspieler von auffallend großer und stattlicher Gestalt.

Porto zu sparen. Dann ist aber immer noch die Frage, ob die Musikdirection sie annimmt*).

Wundere Dich und ärgere Dich nicht, daß ich Dir solche Possen schreibe, ich bin sehr frohen Muthes heute, denn ein fataler Ohrenschmerz, der mich drei Wochen lang gequält und mir sogar das Hören erschwert hat, hat mich seit gestern so complet verlassen, daß mir ist, als genösse ich den Ton meines Flügels wie ein neues Geschenk. Ich fuhr zu einem Concert nach Elberfeld, der furchtbare Sturm und Regen schlug mir fortwährend in das eine Ohr hinein, und so bekam ich's, und ich legte mir eine spanische Fliege und ließ sie 48 Stunden ziehen, und so verlor ich's.

*) Stärker trat seine Berliner Antipathie in einem Brief vom Juni hervor, wenn er mein Verlangen nach seinen Compositionen zum „Standhaften Prinzen" beantwortete. „Was meine Musik betrifft, so weißt Du, daß ich Alles, was ich schreibe, Dir immer mit Freuden schicken werde, und so auch diesmal; da ich aber den lebhaften Wunsch habe, gegen das Berliner Theater mich nicht gefällig zu zeigen, und da ich, selbst wenn sie es officiell verlangten (was sie auch verdämmern werden), es officiell abschlagen würde, so würde ich Dich bitten, sie nicht mit meinem Namen hinzugeben, sonst aber damit zu machen, was Dir gefällt, sie zu brauchen oder nicht zu brauchen. Du wirst hierüber wieder unzufrieden mit mir sein, aber ich bin und bleibe ja ein polnischer Unzufriedener. Die ganze Geschichte aber, wie Du doch zum Schauspiel übergehst und den „Standhaften Prinzen" spielst, kann mich nicht zufriedner stimmen."

Das macht mich nun heute sehr vergnügt. Dann aber bin ich's auch im Allgemeinen, denn das Leben ist und bleibt wunderschön hier, und ich habe die schönste Zeit zum Arbeiten und Lernen, die benutze ich so gut ich kann.

Die Ouverture zu „Melusine", die ich Euch einmal im Entwurf vorspielte, die war das Erste, was ich hier ordentlich vornahm und fertig machte; dann habe ich ein etwas zu frivoles, aber sonst ganz lustiges Solostück für Clavier mit Orchester machen müssen, jetzt arbeite ich an einer Gesangscene für's Philharmonische Concert, dann mache ich eine Symphonie und fange dann im März meinen „Paulus" an, der schneller fertig werden wird, als ich mir's wohl denke. Sag doch dies an Fürst, wenn Du ihn siehst, und danke ihm noch einmal für die viele und erfolgreiche Mühe, die er sich damit gegeben hat, denn der Text ist jetzt ganz herrlich; wenn mir nur die Musik so wird, wie ich das fühle. Grüß mir auch Jonas und gar Schleiermacher, wenn Du ihn siehst, und sage ihm, wie oft ich hier seiner gedenken muß. Außerdem habe ich noch mehrere Kleinigkeiten gemacht, mehrere Lieder, mit und ohne Worte, muß meine „Meeresstille" in Ordnung bringen, d. h. fast das ganze Allegro umarbeiten, weil sie jetzt, sammt „Sommernachtstraum" und „Hebriden", in Partitur erscheinen soll, worauf ich mir ganz ungeheuer viel einbilde. Am 25. Februar spiele ich in

einem Wohlthätigkeitsconcerte in Cöln, am 26. stehe ich Gevatter beim Musikdirector in Solingen, am 9. März spiele ich in einem Wohlthätigkeitsconcerte in Elberfeld, und studiere hier den „Messias" ein — da hast Du meine Beschäftigungen für den Winter. — Zelter's und Goethe's Correspondenz mißfällt mir durchgängig; es ist, als ginge ein großes Mißverständniß überall durch, und dann ist mir's mit Büchern wie mit Menschen, daß ich fördernde und zurückhaltende oder hindernde kenne, und dies Buch gehört mir zu den letzteren, denn ich bin gewöhnlich verstimmt, wenn ich eine Weile drin gelesen habe. — Weißt Du aber, daß ich jetzt gewaltige Fortschritte im Tuschen mache? Alle Sonntage um 11 kommt Schirmer zu mir und malt zwei Stunden an einer Landschaft, die ich geschenkt bekomme, weil sie ihm einfiel, als ich ihm den kleinen Bach (den Du wohl kennst) vorspielte: es stellt so einen Gesellen vor, der aus einem tiefen dunklen Walde in ein sonniges Plätzchen hineintröpfelt, umher stehen dicke und dünne Bäume, einer ist umgefallen, quer über den Bach weg, der Boden ist weich bemoost, voll Farrenkraut, Steine mit Brombeeren behängt, und gutes warmes Wetter, es wird ganz reizend werden. Und zum Dank, daß ich diese Landschaft annehme, giebt er mir zugleich Unterricht und lehrt mich Violett zu den Fernen brauchen und Sonnenlicht malen. Lessing hat wieder eine Zeich-

nung gemacht, die ist das Schönste, was ihm bisher eingefallen: der Tod Friedrichs II., und ich hoffe, er soll es malen, aber der Kerl ist so auf die Landschaften versessen, daß es Künste kostet, ihn dazu zu bringen. Ferner ist mir's merkwürdig an ihm, daß er so eine Zeichnung 4, 5 mal umcomponirt, die erste ist nicht zu erkennen, wenn man die letzte gesehen hat, und so wird es nach und nach immer bedeutender. —

Jetzt will ich an Felix schreiben:

Junge, was machst Du Gut's? Lernst Du fleißig? Mal Dir mal einen Schnurrbart und setze eine spitze Mütze auf und laufe in den Garten. Kannst Du schon einen Baum zeichnen? und eine Mühle? Antworte mir hierauf. Grüße Marie und Anna sehr vielmal und bleib gesund.

Dein Hofrath.

Jetzt geht aber der Brief stark zu Ende und ich weiß auch Nichts mehr zu schreiben. Immermann läßt Dich sehr herzlich grüßen, er war ordentlich krank, ist aber nun ganz hergestellt und studiert jetzt den „Nathan" ein, den Seydelmann nächste Woche spielen soll. Aber eigentlich sollte ich nun noch einmal von vorn meinen Brief anfangen mit: „Liebe Madam Devrient". Denn mit einem bloßen Gruß und dergl. ist es gar zu gewöhnlich, und ich möchte mich gern auf eine nette Manier in ihr Gedächtniß zurückrufen und

ihr so recht von Herzen alles Glück und Gedeihen, und frohe Zeit und was es Gutes giebt zuwünschen, und sie bitten, mich nicht unter die vergessenen oder abgethanen Personen zu setzen, sondern recht unter die Mitlebenden, und sie bitten, nächstes Jahr mit an den Rhein zu kommen. Thu Du das für mich, grüße mir Deine Schwägerin sehr und schreib wieder.

Dein Felix M.-B.

Je näher aber nun die Zeit zur Eröffnung des neuen städtischen Actientheaters kam, um so eifriger bemühte er sich um die Zusammensetzung des Opernpersonales. In einem Briefe vom 9. Juni 1834 fragt er nach einem jungen Tenorsänger, den er in Berlin gekannt, und fährt fort: „Und weißt Du mir irgend eine gute, junge Sängerin, die Lust und Stimme (weiter Nichts) haben muß, nachzuweisen? Denn am 1. November geht das städtische Theater los und ich habe schwere Sorgen als Generalmusikdirector von Pempelfort". Und als ich ihm darauf geschrieben, daß im gegenwärtigen Augenblick gar kein Talent sich bemerkbar mache, antwortete er am 28. Juni: „Obwohl Du ganz Recht hast, daß gar keine Sängerin da ist, so empfiehl mir doch eine; das Engagement wird ganz annehmbar sein".

Unvermuthet tauchte aus dem Berliner Theaterchor eine schöne Sopranstimme bei einem bildsamen Talente auf, und erprobte sich glücklich auf der Bühne. Ich schrieb Felix davon und er antwortete mit geschäftsmäßiger Ausführlichkeit am 4. Juli 1834.

Lieber Freund!

Soeben erhalte ich Deinen Brief vom 26. und eile ihn zu beantworten. Da ich bis jetzt noch gar keine erste Sängerin für unsere Bühne gefunden hatte und auf alle deshalb gemachten Anfragen nur ungenügende Antworten erhielt, so ist mir es doppelt lieb Aussicht zu haben, eine von Dir Empfohlene bekommen zu können. Es versteht sich, daß ich da gleich zugreife, wenn Du einen Empfehlungsbrief schreibst, und keines anderen Menschen Urtheil abzuwarten brauche, also wünsche ich nur, daß sie bis dahin kein anderes Engagement eingegangen sei, und daß Du also gleich in meinem Namen sie für uns festhalten könntest. Die Bedingungen hier sind gewiß recht annehmbar. Da Du schreibst, daß wir sie für 1000 Thlr. haben könnten, so würde ich ihr für das erste Jahr diesen Gehalt auswirken, und etwa noch die Versicherung, im zweiten Jahre ein ganzes Benefiz für sich zu haben, wenn sie hierbleiben wollte. Wenn sie auf 1000 Thlr. eingehen will, so kannst Du mit ihr die Sache ganz und gar abmachen, und brauchst mir dann nur zu schreiben,

so kann ich ihr sogleich den Contract schicken. Nun bitte, setz Dich an meine Stelle und schaff mir eine gute Prima Donna. Alles, was Du mir von der Grosser schreibst, gefällt mir gut, sogar der Mangel an Tournure, denn es zeigt, daß sie jung ist und erst anfängt, zwei meiner Lieblingseigenschaften, und wenn man sie in Berlin herausruft, so wird das Publicum hier von Entzücken betrunken sein. Ich würde gleich selbst an sie schreiben, aber es scheint mir besser, daß ich Dir Vollmacht gebe (wie ich hiermit thue) und Dich bitte, es für mich auszumachen. Willst Du ihr erst 900 Thlr. und ein halbes Benefiz bieten und sie geht es ein, desto besser; aber wie gesagt 1000 Thlr. werde ich ihr auch ohne die geringste Schwierigkeit geben können, auch wohl 1000 und ein halbes Benefiz. — Gestern haben wir die erste Sitzung des Verwaltungsrathes gehabt, worin sich die ersten Männer der Stadt (Oberbürgermeister, Graf Spee 2c.) befinden, und die Sache geht gut von Statten und in gutem Geist. Wir werden wahrscheinlich alle Wochen zwei Opern geben, also giebt es Beschäftigung vollauf. — Nimm Dich doch der Sache ein wenig an; Du kannst mir noch ein Paar bedeutende Stellen besetzen helfen. Erstlich ein guter erster Tenor, dem wir auch 1000 Thaler geben können, dann ein zweiter Tenor, dem wir etwa 500 Thaler geben würden. Sollte sich dazu nicht in Berlin ein gutes Subject finden, etwa

„a. d. Chor"? Allenfalls auch noch einen andern Sopran, neben der Grosser, mit etwas weniger Gehalt, und wenn sich gar Choristen finden sollten, Tenöre oder Bässe, die für 20 Thaler monatlich, auf 7 Monate und die Reisekosten, Düsseldorf und den Rhein sehen wollten, da könnte ich von jeden 4—5 gleich brauchen. Du schreibst, daß Du Dich für die Anstalt interessirst, also sage ich Dir kaum „pardon" und gar „gratias" für Deinen Brief; gratias sage ich aber doch, es ist mir herzlich lieb, daß Du an mich gedacht hast und denkst.

Ein zweistimmiges Lied soll nächstens erscheinen, (nämlich bei Euch). Leb wohl und habe Dank.

Dein Felix M.-B.

Mein Vermittelungsgeschäft weihte mich in alle Erfahrungen der Theateragentur ein. Mit der ersten Sängerin glückte es mir nicht. Die junge Choristin, die bis jetzt aus der Hasenhaide, wo ihr Vater, ein armer Weber, wohnte, durch Dick und Dünn zu den Chorstunden und Proben in die Stadt gelaufen, Mittags wieder hinaus, um Garn zu spuhlen, bis es wieder Zeit war abermals in die Stadt zu laufen, um Chöre zu singen oder in einem Schauspiele zu figuriren, das arme Mädchen wurde jetzt von mir und dem Breslauer Director um die Wette mit Anträgen

bestürmt. Schließlich trug Breslau durch ein Mehrgebot von 500 Thalern den Sieg davon.

Glücklicherweise konnte ich dafür ein andres talentvolles, aber noch sehr junges Mädchen empfehlen, die Tochter unsres Correpetitors Beutler, das für das neue Theater sich sehr nützlich erweisen sollte. Felix schrieb mir am 2. August 1834:

Mein lieber Eduard!

Vor Allem nimm meinen herzlichen Dank für die viele Freundlichkeit, die Du mir wieder bei unseren Theaterangelegenheiten erzeigt hast, und für das Interesse, das Du dafür an den Tag legst. Es ist wahrlich eine Freude, so Jemand zu wissen, der bei allem Guten, was auch nur versucht wird oder gewollt, gleich Antheil nimmt und hilft. Steht es erst fertig da, so kann es ein Jeder und man braucht Nichts mehr.

Daß die Grosser ihre Kunstseele für 500 Thaler uns entzogen hat, dafür wird sie gewiß noch einmal in der Kunsthölle braten, wo alle Teufel so jammervoll sind wie in „Robert le diable", eine viel ärgere Pein als mit den wirklichen, dorten in der wahren Hölle. Die Beutler ist nun hoffentlich ganz vortrefflich, heut habe ich zum zweiten Male um sie an ihren Vater geschrieben und hoffe, nun sind wir einig. Nochmals habe Du Dank für das Alles. Den will

ich in 3 Wochen aber persönlich abstatten, allwo ich mich in Berlins Gefilden wieder herumbewege, von denen ich aber Nichts brauche, als 3—4 Häuser. — Nein wirklich, in einigen Wochen denke ich bei Dir zu sein, Du lieber Kerl, und ob ich mich darauf freue, weißt Du. Laß mir nur um Gotteswillen gleich Birnen und Klöße machen, und netzt Eure Kehlen, denn ich komme ausgehungert an. Bin auch alt geworden, ein wahrer städtischer Musikdirector, philiströs, ein Beamter — aber sehr munteren Herzens. Bleiben werde ich freilich nicht lange können, aber die Zeit müssen wir uns oft sehen, wenigstens alle Tage.

Ach, habe auch noch Dank für Uebersendung des Te Deum's, am 17. August führen wir es in der Kirche auf, die Chöre gehen schon ganz hübsch. Ach was werden wir zu plaudern haben. Unter Andrem über Euer Bundestagswerk*), über das Du mir sehr Unrecht thust. Denn Du meintest, mir seien die Tonangeber zu lumpig. Bin ich hochmüthig? Bin ich ein polnischer Graf,**) bist Du nicht auch dabei? Habe ich nicht immer vor Spontini als Musiker (nicht als Mensch) Respect bewiesen? Doch habe ich viel

*) Die Petition der dichterischen und musikalischen Autoren um Anerkennung des geistigen Eigenthums.

**) Er hatte von uns den Spitznamen erhalten wegen seiner Unzufriedenheit.

zu reden, aber mündlich. Auf der neuen Düsseldorfer Bühne wird „Hans Heiling" gegeben werden. Wenn Du nun nächstes Frühjahr kommst, steht auf dem Zettel „Herr Devrient als Gast", übermorgen „Der standhafte Prinz". Dann wird stark gezeichnet, aber vorerst das Wiedersehen und weiter habe ich nun heut Nichts zu sagen. Lebt Alle wohl, das ganze Haus, und grüße den Gräul, der mich Hofrath nennen muß. Felix Mendelssohn Bartholdy,

Hofrath.

Indessen hatte ich weitere Erwerbungen für das Düsseldorfer Theater vorbereitet, und als Felix am 29. August nach Berlin kam, konnte er noch Solosänger und Choristen prüfen und engagiren. Das Geschäft kam ihm so hart an, als er es in seinen Briefen nach Haus geschildert hatte. Das kalte Blut und die objective Behandlung der Personen und Angelegenheiten ging ihm ab; er nahm Alles persönlich. Wenn die Leute ihre Winkelzüge machten, war er empört, daß ein Chorist zweimal seine Forderung ermäßigte, und wie beim Trödelhandel zweimal fortging und schließlich doch annahm, was ihm geboten war; davon fühlte Felix sich persönlich beleidigt, weil der Mann ihm zutraute, es bedürfe bei ihm solcher Manöver, um den möglichen Gehalt zu

erlangen. Nach solchen Verhandlungen war er ganz zerschlagen und auf einige Stunden ein Menschenhasser. Wie wollte er mit den ähnlichen täglich vorkommenden Theatervorkommnissen sich abfinden! Es war gegen seine Natur.

Nachdem sein Aufenthalt in Berlin sich über den September ausgedehnt und er nach Düsseldorf zurückgekehrt war, wurde das Actientheater unter Immermann's Intendanz im October eröffnet, und nicht bis zu Ende des Monats dauerte es, so explodirte Felix' unmuthige Reizbarkeit und er warf die übernommenen Verpflichtungen weit von sich.

So unschuldig, wie er diesen Bruch, in dem Briefe an seine Mutter vom 4. November, ganz obenhin darstellt, war er nun nicht. Er hatte auch das Bewußtsein davon, denn er machte erst am 23. November seiner jüngeren Schwester eine etwas ausführlichere, doch aber ungenügende Mittheilung, ebenso mir in einem Briefe vom 26. Er schreibt: „Du wünschest mir am Ende Deines Briefes viel Geduld zum Theaterwesen, aber die hatte ich schon 14 Tage, ehe ich ihn bekam, verloren. Die Sache war nicht, wie sie mir gefiel und gefallen konnte; meine ganze Zeit vom Aufstehen bis zum Abend war mit Düsseldorfer Theater eingenommen, weil Immermann durchaus Nichts mit der Musik zu thun haben kann, und doch Alles selbst entscheiden und bestimmen

mußte, als Intendant. Ferner sollte eine gewisse Rivalität von Oper und Schauspiel eintreten und ich sollte die Oper repräsentiren — kurz eines schönen Morgens erinnerte ich mich, daß ich in Düsseldorf sei, um ein Paar Jahre zu arbeiten, und stieg wie Carl V. von meinem Throne. Seitdem habe ich wieder angefangen zu schreiben, Musik zu machen und Mensch zu sein. — Ein Intendant werde ich nicht wieder, und will zeitlebens an die Paar Wochen denken. Pfui Teufel! Sich mit den Menschen 'rumzanken wegen zwei Thaler, gegen die Guten streng und gegen die Schlechten nachsichtig sein, vornehme Gesichter machen, damit sie den Respect nicht verlieren, den sie gar nicht haben, ärgerlich thun, ohne sich zu ärgern, das sind lauter Sachen, die ich nicht kann und nicht können mag. Und hab' ich's mal mit Müh und Noth so weit gebracht, und nun soll Musik gemacht werden, so bin ich müde und matt, ehe die Probe anfängt, von allem Repräsentiren, und ist doch gar Nichts geschehen. Und komm' ich nachher nach Hause und denke, daß ich auch mal habe was componiren wollen, so ist mir, als wäre das ein Andrer gewesen, und komme mir selbst lächerlich vor mit meiner Würde. Ne, das ist über den Spaß; ich dachte zwar am Meisten an Dich, als ich das Ding an den Nagel hängte, und daß Du darüber brummen würdest, aber käme ich in Jahr und Tag und hätte

Nichts gethan, als mir Würde und dem Theater eine etwas bessere Oper zugelegt, so brummtest Du auch — darum ist's so besser. Ich geh nicht mehr zur See, zur See. Spontini's Stelle könntest Du mir jetzt auf dem Präsentirteller bringen, ich nähme sie nicht herunter, aber Musikdirector oder Kapellmeister werde ich gleich, in Kyritz, oder wo es ist".

Ich merkte es dem Briefe sogleich an, daß er in seiner übertriebenen und schiefen Darstellung der Dinge den eigentlichen letzten Grund des Bruches verbergen wollte. Seines Vaters trefflicher Brief*) tadelt sein Verfahren im Allgemeinen, ich aber lernte den besonderen Fall später genau kennen und muß es zur Steuer der Wahrheit sagen, daß Felix recht sehr im Unrecht war. Daß er unvorsichtiger Weise die Verwaltungsgeschäfte der Oper mit übernommen, für die er schlechthin nicht geeignet war, muß seinem Eifer für die Sache gutgeschrieben werden, man kann es eher dem geschäftskundigen Immermann verübeln, daß er ihm diese Dinge zumuthete; auch daß er den Grundfehler einer Coordination der Autoritäten des Schauspiels und der Oper in die Organisation des Theaters brachte. Felix konnte in dieser

*) Mendelssohn's Briefe II. Bd., S. 66.

falschen Stellung nicht bleiben, aber er hätte sie ändern, sich auf die Kapellmeisterfunction zurückziehen können, und, mußte er ausscheiden, es ohne Gehässigkeit thun. Denn alle die Tracasserien der Theaterleitung, die er anführt, waren es nicht, die seinen Bruch mit dem Theater herbeiführten, es war persönlicher Streit und Zerwürfniß mit Immermann, die er in so überreizter und bissiger Weise führte, wie sie seinem Charakter kaum zuzutrauen war.

Der Streit um Benutzung des Personals, der Bühne, der Probezeit und aller Hilfsmittel des Theaters, der bei den gleichberechtigten Ansprüchen beider Vorstände gar nicht ausbleiben konnte, wurde bei Immermann allerdings durch den Neid auf die größere Beliebtheit und den stärkeren Besuch der Oper, im Vergleich zum Schauspiel, etwas leidenschaftlich gefärbt; aber er konnte sich doch auch der Mittel nicht berauben, gute Schauspielvorstellungen zu stellen. Dagegen machte nun Felix einige unbillige Forderungen, und machte sie in der Verwöhnung, daß alle Dinge nach seinem Sinn gingen. Er verlangte z. B. den Schauspielregisseur Reger für die Oper, den Immermann als Darsteller und Regisseur für das Schauspiel brauchte; man fing an sich empfindliche Billette zu schreiben, in denen Felix mehr that, als — wie er an Rebecca schreibt — daß er seinen Styl zusammennahm, um keine Spitze un-

erwidert zu lassen und seinen unabhängigen Grund und Boden zu behaupten. Er fügt hinzu: er glaube Herrn Heyse Ehre gemacht zu haben — ich glaube das nicht, sein sänfter, verständiger Lehrer hätte diese Briefe nicht gebilligt.

Felix erklärte also seinen Austritt aus der Theaterleitung und hätte damit Immermann's ganze Unternehmung, für welche dieser so große Opfer und Mühen eingesetzt, schon jetzt lahmgelegt, wenn der sehr junge Julius Rietz — der Bruder des Verstorbenen —, den Felix als Violoncellisten und Hilfsdirigenten berufen hatte, nicht eine so außerordentliche Befähigung an den Tag gelegt hätte, daß bei der rasch ergriffenen Stellvertretung des Ausgeschiedenen, wie bei dem seiner Jugend zustehenden Eifer, die Oper aufrecht erhalten blieb.

Könnte man sich mit der Art und Weise von Felix' Rückzug versöhnen, so würde man volle Befriedigung darüber empfinden, denn er wurde, neben seinen weniger lastenden musikalischen Verpflichtungen, seinen Compositionen zurückgegeben. Das Oratorium „Paulus" beschäftigte ihn zumeist, das Charakterstück „Melusine" kam zur Ausführung und manches Clavierstück. Zu seinen zwei- und vierstimmigen Liedern wurde er durch ihre vorzügliche Ausführung durch die Mitglieder eines befreundeten Hauses angeregt, und immer mehr der Lieder ohne Worte ent-

standen hier: dieser köstlichen Stücke, in denen er seinem dramatischen Triebe nach Ausdruck von Situationen und Seelenstimmungen genugthat, und die seinen Namen für alle Zeiten in allen Familienkreisen geliebt machen sollten.

Die zwei Jahre der Düsseldorfer Thätigkeit umschließen wohl die Zeit seiner blühendsten Schöpfungskraft.

Mit dem Jahre 1835 begannen die Anträge und Verhandlungen, um ihn nach Leipzig zur Direction der Gewandhausconcerte zu ziehen. Seine Briefe*) zeigen, mit welcher gewissenhaften Schonung der persönlichen Verhältnisse er in seinen Unterhandlungen verfuhr, er wollte seinen Vorgänger im Amte nicht verdrängen, ihn nicht benachtheiligt wissen, und erst als mit Polenz — der um Gesangbildung große Verdienste hatte, aber zur Leitung eines Orchesterinstitutes nicht in dem wünschenswerthen Maße geeignet war — eine ihn befriedigende Abkunft getroffen war, nahm er die Stelle an.

Das Cölner Musikfest leitete er inzwischen, bei dem die Aufführung des Oratoriums „Salomo" von

*) Bd. II.

Händel und die des Morgengesanges von Reichardt ihm zumeist am Herzen lag. Dann machte er wieder eine glänzende Saison in England durch und kam dann nach Berlin. Wir verlebten angenehme Tage des altgewohnten Verkehrs mit einander, er machte uns mit dem ersten Theil seines „Paulus" bekannt und die Musik übte auf uns einen unaussprechlich tiefen Eindruck. Mir war Felix' Erfindungs- und Empfindungsweise allmälig so vertraut und sympathisch geworden, daß mir beim Anhören seiner neuen Compositionen immer war: als vernähme ich nur den musikalischen Ausdruck für etwas längst von mir Empfundenes.

Felix verließ uns zu Ende des August und trat am 4. October in Leipzig sein Amt an. Schon das erste Concert, das er mit seiner „Meeresstille" eröffnete, gewährte ihm die wohlthuendste Befriedigung, sowohl an der Befähigung, dem Eifer und der Hingebung der Musiker, als an dem lebhaften und warmen Antheil des Publicums und an der freundlich-bereitwilligen Beihilfe aller der Personen, die ihm zu seinem Vorhaben hilfreich sein konnten.

Das ehrwürdige Leipziger Concertinstitut, das schon von 1735 unter Sebastian Bach's Direction datirt, das aber, seit 1781 in demselben Gewandhaussaale heimisch, von Hiller und Schicht zu ausgebreitetem Rufe trefflicher Aufführungen gebracht

Digitized by Google

worden, dies Institut wieder auf die volle Höhe seiner möglichen Wirkungen und seines tonangebenden Ansehens in Deutschland zu bringen, war für Felix eine lockende und lohnende Aufgabe, die von den ersten Wochen seiner Direction an, für ihn ein immer erfrischender Quell angenehmer Thätigkeit werden sollte.

Mitten im Vollgenuß der Freude an den wohlthuenden Eindrücken seines neuen Aufenthaltes traf ihn der härteste Schlag seines Lebens, der überraschende Tod seines Vaters am 19. Novbr. 1835.

Er kam zum Begräbniß nach Berlin; ganz zerschmettert und betäubt, wie dies nur bei einem so überaus reizbaren und von Erdenleid und Erdennoth bis jetzt verschonten Menschen erklärlich ist. Der apathische Zustand, der ihn wie einen Traumwandler unter Wachenden erscheinen ließ, konnte leicht mißdeutet werden. Man mußte genau wissen: welche ganz ausnahmsweise Ehrfurcht und Liebe den Sohn an seinen Vater gebunden, wie dessen Billigung und Zufriedenheit immer der geheime Antrieb zu Allem, was er that, gewesen, und wie diese fromme Verehrung ihn eigentlich ganz beherrscht hatte — man mußte dies wissen, um die Aeußerung seines Schmerzes zu verstehen. In den Tagen, die er noch in Berlin zubrachte, faßte und fand er sich wieder, aber was er Schubring bald darauf schrieb, bezeichnet einfach und

bestimmt seinen Seelenzustand: „Es ist das größte Unglück, das mir widerfahren konnte, und eine Prüfung, die ich nun entweder bestehen, oder daran erliegen muß. Ich sage mir dies jetzt nach drei Wochen, ohne jenen scharfen Schmerz der ersten Tage, aber ich fühle es desto sichrer: es muß für mich ein neues Leben anfangen oder Alles aufhören — das alte ist nun abgeschnitten".

Und den Schlüssel zu diesem neuen Leben hatte zum Glück ein Wunsch seines Vaters selbst ihm gegeben, der oft die Sorge geäußert: daß Felix die rechte Zeit zum Heirathen versäumen werde und damit den Gewinn des Schwerpunktes für sein Leben, die Beruhigung der Familie für seine überreizte Natur. Ich erinnere mich, daß der Vater bei einem Gespräche über Felix' heikle Forderungen an ein Operngedicht mir sagte: „Ich fürchte, Felix wird bei seiner Mäkelei ebenso wenig einen Operntext, als eine Frau bekommen"; und als ich über diese Combination lachte, fuhr er ernsthaft fort: daß er in der That die Sorge hege, Felix werde unverheirathet bleiben wie sein Schwager Bartholdy, mit dem er, in Beziehung auf diese Frage, große Aehnlichkeit habe.

Der Vorsatz, den jeder gutgeartete Mensch vom Grabe eines verehrten Todten mitnimmt: in seinem Sinne fortzuleben, mußte bei Felix um so entschie-

dener in dem Gedächtniß seines Vaters zur Herrschaft kommen, und die Ueberzeugung, daß er nur durch Erfüllung des väterlichen Wunsches den neuen gemüthlichen Anhaltspunkt für sein Leben gewinnen könne, kam in den zehn Tagen, die er noch im Trauerhause weilte, bei ihm zum Durchbruch; er faßte den Entschluß, eine Frau zu suchen, und sagte das seiner Schwester Fanny bei seinem Abschiede.

In Leipzig scheint seine Brautschau zunächst nicht glücklich gewesen zu sein, desto erfolgreicher war seine künstlerische Thätigkeit. Der Verlauf des Winters brachte dem Gewandhauspublicum überraschende Kunstgenüsse, in theils dort noch nicht aufgeführten Werken, theils in neuer Auffassung und immer auf's Feinste ausgefeilter Aufführung schon bekannter.

Einen wichtigen Mitarbeiter hatte Felix in seinem Jugendfreunde, dem Violinisten David, angeworben, dessen Einverständniß und dessen meisternder Einfluß auf das Orchester es möglich machte, daß Felix im Februar 1836 Beethoven's neunte Symphonie zu einer Aufführung bringen konnte, welche dem wunderbaren Werke schon beim ersten Hören ein genügendes Verständniß zu schaffen vermochte.

Mit diesem Winter hatte er sich die Liebe und Verehrung der Leipziger schon vollständig gewonnen, und dieser Gewinn ist ihm unverloren geblieben und hat ihm diese Stadt zu dem liebsten Aufenthalt seines Lebens gemacht. Nicht wenig that zu seiner Befriedigung der Umstand, daß alle Verwaltungsfragen von dem Concertcomité, besonders von dessen Vorstande, dem Advocaten Schleinitz — der ihn eigentlich nach Leipzig gezogen — in seinem Sinne, aber ohne seine Mühe, beseitigt, daß alle lästigen Sorgen für die musikalische Ausführung ihm von David abgenommen wurden. Die Schmetterlingsflügel seines Geistes brauchten hier nichts Schwereres zu tragen, als ihn selbst.

So konnte er bis zum Ausgang des Winters sein Oratorium „Paulus" beenden und es beim Musikfeste in Düsseldorf, am 22. Mai 1836, zum ersten Male aufführen. Welche Sensation das Werk hervorbrachte, wie lieb es der Musikwelt geworden, ist bekannt genug. Seit Haydn's „Schöpfung" hatte sich kein Oratorium so an das Herz der Nation gelegt.

Er selbst aber war nicht wie das Publicum von seiner Arbeit befriedigt, und in seiner peinlichen Sorgfalt bei Veröffentlichung seiner Werke machte er an dem „Paulus" noch so tiefgreifende Veränderungen und Abkürzungen, daß die bereits gestochenen Stimmen dadurch unbrauchbar wurden. Wiederholt hörte ich

ihn sagen: „Ich habe einen heillosen Respect vor dem Druck, ich muß darum so lange an meinen Sachen corrigiren, bis ich's nicht mehr besser zu machen weiß“.

Den Sommer brachte Felix in Frankfurt zu, um den Cäcilienverein für seinen erkrankten Freund Schelble zusammenzuhalten und neu zu beleben. Er opferte dafür einen Reiseplan in die Schweiz und das Seebad in Genua. Vergolten wurde ihm dies Opfer nicht nur durch den Erfolg seiner Bemühung um den Cäcilienverein und durch den, ihm sehr werthen Umgang mit Ferdinand Hiller, der eben wieder in seiner Vaterstadt verweilte, nein, er sollte hier die Erfüllung von seines Vaters Wunsche finden. Er lernte in Cäcilie Jeanrenaud, der Tochter eines protestantischen Predigers, das Mädchen kennen, das sein Leben erfüllen und beruhigen sollte.

Schleinitz hatte ihn an das ihm verwandte Haus der Wittwe Jeanrenaud empfohlen, nicht ohne den stillen Wunsch, daß eine seiner Cousinen Felix' Herz gewinnen möchte. Und so erfüllte es sich. Felix aber zeigte, auch seiner eignen Neigung gegenüber, seine eigenthümliche Gewissenhaftigkeit; er riß sich los und fuhr den Rhein hinab, — ein Seebad in Scheveningen zum Vorwande brauchend —, um ferne von dem Zauberkreise des geliebten Mädchens seine Neigung zu prüfen. Natürlich fand er sie dann

so angethan, daß er Mitte September zurückkehren und mit gutem Gewissen sich verloben durfte.

Cäcilie war eine jener süßen weiblichen Erscheinungen, deren stiller und kindlicher Sinn, deren bloße Nähe auf jeden Mann wohlthuend und beruhigend wirken mußte. Eine schlanke Gestalt, die Gesichtszüge von auffallender Schönheit und Feinheit, bei dunkelblondem Haar und großen blauen Augen von jenem verklärten, zauberischen Glanze, der — ebenso wie die Rosenröthe ihrer Wangen — sie als ein frühes Opfer des Todes kennzeichnete. Sie sprach wenig und niemals lebhaft, mit einer leisen, sanften Stimme. Shakespeare's Wort: „mein lieblich Schweigen" bezeichnete sie ebenso treffend als Coriolans Weib. Alle Freunde Felix' durften von dieser Wahl Beruhigung seiner Reizbarkeit, behagliche Arbeitsstille seines häuslichen Lebens hoffen.

Nach Leipzig zurückgekehrt, waren die wichtigsten Arbeiten des Winters: die Aufführung von Händel's „Israel in Egypten", welcher er das neue Moment der Mitwirkung der Orgel gewann, ferner eine Aufführung seines „Paulus" am 18. März 1837.

Danach ging es nach Frankfurt und in den Ehestand.

Auf seiner Hochzeitsreise schrieb er mir aus dem badischen Oberlande, von Lörrach am 3. Mai 1837.



*) Wo der Dengelegeist um die mitternächtige Stunde
Auf em silbern Geschirr si goldene Sägese dengelt,
(Todtnau's Chnabe wisse 's wohl) da sitz' ich und schreibe.

Vielleicht weißt Du es kaum noch, daß ich Dir die Bekanntschaft der allemannischen Gedichte verdanke, und daß ich sie so lieb gewonnen, wie wenig andere, und daß ich dabei so oft an Dich erinnert werde und an die Zeit, wo Du sie mir vorlasest. Jetzt, als ich in die Gegend kam, nahm ich mir's vor, wenn ich könnte hinzureisen und Dir von da aus zu schreiben; als ich Dir für Deinen lieben Brief so lange nicht gedankt und geantwortet hatte, so sah ich, daß ich auf irgend eine aparte Gelegenheit warten müßte, um Dich um Verzeihung zu bitten, und die ist nun da, und ich thue es. Ich denke und hoffe, wenn einer Dich vom Wiesenthal aus um Verzeihung bittet, und Dich von Herzen grüßt, so nimmst Du es an und bist ihm nicht böse. Und Du

*) Nicht ganz correctes Citat des Gedichtes „Die Wiese".

Digitized by Google

weißt, daß ich jetzt hier mit meiner Frau bin, mit meiner lieben Cécile, daß es unsre Hochzeitsreise ist, auf der wir jetzt durch das Wiesenthal reisen, daß wir ein altes Ehepaar von sechs Wochen schon sind — ich habe Dir eigentlich so viel zu sagen und zu erzählen, daß ich gar nicht anfangen kann. Mal Dir es selbst aus, und ich kann Dir nur davon sagen, daß ich gar zu glücklich und froh bin, und was ich mir gar nicht gedacht hätte, gar nicht so außer mir, sondern ebenso ruhig und gewohnt, als müßte das Alles nur so sein. Du solltest aber meine Cécile auch kennen. — Wir werden nicht so bald nach Berlin kommen können, als ich gedacht hatte, frühestens im Herbst, gegen den November, da wir noch große Pläne für den Spätsommer haben; daß aber alle die anderen Reisen nicht schöner und wohliger werden können, als diese hier, das weiß ich gewiß. — Wenn Du Dich darüber aufhältst, daß ich oben eine Vignette gemalt habe, so hättest Du „Vergänglichkeit, Gespräch auf der Straße nach Basel, in der Nacht" nicht gelesen, denn das ist das Röttlerschloß, an dem wir eben vorbeigefahren sind und darunter liegt Brombach. Eigentlich wollte ich Dir von Todtnau aus schreiben und die Datumsvignette dort malen, aber wir kamen so spät an und es war so unbehaglich im Ochsen, daß ich nicht zum Schreiben kam; in Schopfheim regnete es in Strömen, das machte uns ein wenig betrübt, und so

komme ich erst hier, in Sonnenschein und guter Laune, dazu, Dir zu schreiben. Doch habe ich Todtnau für Dich gezeichnet, folgendermaßen:



Frankfurt den 15. Mai. Gestern hier angekommen. Und bis hieher habe ich den Brief mit mir herumgeführt. Nun sollte ich am Ende einen andern schreiben, aber Du siehst daran am Besten das bunte Leben unsrer Hochzeitsreise, und die Zeichnungen sind nothwendig, denn wir haben den ganzen Tag, wenn's schön Wetter war, uns dran gehalten und uns zu übertreffen gesucht. Die Cécile hat in den Figuren den Vorsprung, und ich namentlich in Brettern und Häusern. Und jetzt, wo ich wieder einigermaßen in Ruhe bin, komme ich erst dazu zu fragen, was ich anfangs hätte thun sollen. Wie lebst Du? Wie geht

es Dir und den Deinigen? Seid Ihr froh und glücklich und zufrieden? Und denkt Ihr mitunter mal an mich, der ich nun gar nicht mehr ein böser polnischer Unzufriedener bin, und doch für immer von Berlin entfernt. Wenn ich Dir grade schreibe, und an Dich recht lebhaft denke, und an die Meinigen, dann ist mir's doch fatal, daß wir unser Leben so getrennt von einander führen und doch eigentlich zusammengehören, und doch wird's wohl recht sein, da es so ist.

Du hast mir sehr liebe, freundliche Worte über meinen „Paulus" geschrieben, und es freut mich namentlich, daß er Dir am Clavier einen guten Eindruck gemacht hat*), denn da wird es mit dem Orchester wohl noch anders sein, das ist an vielen Stellen sehr unentbehrlich und ich möchte nicht das ganze Oratorium am Clavier hören. Aber auch mit dem Orchester sind es nur wenige Stücke, die mir ganz gefallen und mir das ausdrücken, was ich gern wollte; ich will nun bald ein zweites schreiben und hoffe, daß es mir besser gelingen wird. Du schüttelst gewiß den Kopf und willst, ich soll eine Oper schreiben, es ist aber nicht möglich, ich habe keine. Und fast möchte ich daran verzweifeln; aber wenn ich die jetzigen Theater ansehe, so trösten sie mich, und ich denke, daß es in

*) Bei einer Aufführung im Mendelssohn'schen Gartensaale.

einem Paar Jahren entweder ganz infam oder besser damit geworden sein muß, und Beides wäre mir schon recht. Drum denke ich, daß Zeit damit ist; eine Zopfperrücke werde ich doch nicht, wenn ich auch sechs Oratorien schreibe, denn zwischendurch muß ich doch immer mancherlei Claviersachen, Lieder u. dergl. machen, und dann würde ich nicht zu alle dem so viel Lust haben, wenn es mir an Talent dazu fehlte. Und endlich darfst Du den Kopf nicht zu sehr schütteln, denn Du hast Dich ja ganz von der Oper losgesagt und von dem Weltbeherrscher Spontini (Schluß eines Hexameters), der allerdings ein toller Prinz ist. Aber genug davon. Sag mir, wie ist es denn mit Deiner Schauspielernovelle geworden? Oder wirst Du mir gar nicht antworten wegen meiner Faulheit? Ich fürchte es fast, und doch setze ich meine Adresse hieher. O benutze sie mal und schreib' mir wieder, und sag mir, wie Du lebst und wie es bei Euch ist. Grüß Deine Frau und alle die Deinigen und lebe wohl! Leb' wohl und schreibe mir einmal und denke oft an Deinen

Felix Mendelssohn-Bartholdy.

Nachdem nun Felix auf dem Musikfeste zu Birmingham seinen „Paulus" aufgeführt und Ehren, wie er sie noch nie genossen, dafür eingeerndtet hatte, führte er seine junge Frau in ihre neue Heimath, nach Leipzig, wo Beide auf das Herzlichste empfangen wurden und wo Felix in der glücklichsten Lage und im glücklichsten Wirken den Winter zubrachte; erst gegen Ende des April 1838 brachte er seine Frau nach Berlin.

Wie oft hatten wir auf die Persönlichkeit des Weibes gerathen, das Felix' zweite Hälfte sein könnte, und nun hatten wir die Erfüllung vor uns, die holdselige, stille und sanfte Gestalt, die in ihrem Augenaufschlag, in ihrem Lächeln uns Alles versprach, was wir für unsern verwöhnten Liebling wünschten.

Felix ließ Cäcilie in der Familie und ging zum niederrheinischen Musikfeste. Es war ihm in diesem Jahre gelungen — was im vorigen nicht —, einen Psalm von Sebastian Bach auf das Programm zu bringen. Die Festcomités sträubten sich noch immer gegen den alten strengen Componisten, Felix' Beharrlichkeit hatte es durchgesetzt. Er hatte sich die bestimmte Aufgabe gestellt, die alten großen Meister wieder allgemein bekannt und geehrt zu machen, und ohne Frage hat die Neuzeit es Mendelssohn's nachhaltigem Bemühen zu danken, daß diese Grundpfeiler

der Musik wieder ehrfurchtgebietend zu Tage getreten sind.

Felix kehrte nach Berlin zurück und der Familienkreis war durch Cäcilie eigentlich heitrer und harmonischer als je; aber unsere eigne Erfahrung: daß die Liebe den Freundesverkehr lähmt, sollte uns nun an Felix fühlbar werden. So flink auf dem Wege zu uns, als sonst der Junggesell, war der Ehemann nicht. Dazu baute ich mir ein Haus und war davon sehr abgezogen, kurz — wie oft wir uns auch sahen, in meinem und in seinem Familienkreise, obschon wir wieder auf manchem Spaziergang das Schmerzensthema von Felix' Leben: den Operntext, durchsprachen, so schieden wir doch im August mit beiderseitigen Selbstvorwürfen, daß wir manche gute Stunde versäumt hätten.

Felix' Freunde mußten sich's nun alle gefallen lassen, in's zweite Treffen seines Antheils zu gerathen; aber wie warm und lebendig dieser Antheil immer blieb, bezeugt ein Brief, den er mir nach dem Tode unserer elfjährigen Anna am 2. October 1839 von Leipzig schrieb:

Mein lieber Freund!

Den schweren, harten Verlust, den Du und Deine Frau zu erleiden habt, erfuhr ich durch einen Brief von Hause, und daß ich seitdem täglich mit meinen

Gedanken bei Euch gewesen und mit Euch um Euer liebes, schönes Kind getrauert habe, weißt Du, denn Du weißt, wie unwandelbar und herzlich ich Dein Freund bin, und von allem Glück und von allem Leid Deines Lebens mir meinen Theil nehme. Es wird Dir an Freundeszuspruch und Trostesworten in dieser Zeit nicht fehlen — aber wie wenig vermögen die; und die schriftlichen noch weniger, als die mündlichen; und doch, wenn es auch nur für die Minute ist, daß Du den Brief öffnest, möchte ich Dich so gut ich kann zerstreuen und Dich an Einen erinnern, der Dir in jeder Entfernung nahe bleibt, und der eine solche Lücke in Deinem schönen, frohen Familienkreise so mitempfindet, als ob er täglich noch drin lebte. Wenn nur Deine Frau erst über die nächste Zeit nach solchem Verluste weg wäre und wieder anfangen könnte, sich an dem zu freuen, was ihr der Himmel geschenkt und gelassen hat: und wenn Du Dich nur bald wieder fähig fühlst, zu arbeiten; — es wird in solcher Zeit gar zu schwer, und ist doch ein Trost. Aber freilich muß den wahren Trost der Himmel geben; möge er das Dir und Deiner lieben Frau bald, bald thun.

Du solltest Dir einen kurzen Urlaub nehmen und nach Dresden fahren und Dich auf der Gemäldegalerie umsehen, und dann auf der Eisenbahn zu uns her und ein Weilchen mit uns zubringen. Wie viel

Digitized by Google

hätten wir einander zu erzählen, und wenn Dich auch alles Andre jetzt wenig interessiren und kümmern mag, so würden doch vielleicht die veränderten Umgebungen Dir einen wohlthätigen Eindruck machen. Du müßtest viel Musik bei uns hören; manches davon würde Dir gewiß gefallen, und ich weiß, Du würdest an unserer sorgfältigen Art, die Beethoven'schen und Mozart'schen Symphonien zu spielen, Deine Freude haben. Im Sommer ist hier wenig musikalisches Leben, fängt erst im Herbst wieder an, und ist so um diese Zeit und bis in den November am frischesten, weil dann Alles zusammen ist, und Ausübende und Zuhörer durch die lange Pause wieder neue Lust und Kräfte bekommen. Gegen Neujahr hin wird es fast zu viel, und um's Frühjahr fühlt man sich allgemein erschöpft und mit Musik überladen, so daß die Pause wieder sehr willkommen ist. Danach hat sich nun auch mein Leben nach und nach gestaltet; die sechs Wintermonate bin ich mit Concertgeschäften und Fremdenbesuchen, und was all die Aeußerlichkeiten noch sind, sehr überhäuft, und kann nur mitunter, verstohlen, wenn's gar nicht mehr zu bezwingen ist, zu einer eignen Arbeit Zeit gewinnen. Dazu hab' ich dagegen in den Sommermonaten die beste Muße, und ein Musikfest, oder ein paar, machen zwar eine Unterbrechung, stören doch aber nicht zu lange; sie geben nur eine angenehme Gelegenheit zum Reisen, und so lange mir

Gott Frau und Kind und mich selbst gesund läßt wie bisher, habe ich keinen Wunsch, den ich mir denken kann, nur Dankbarkeit für alles Gute, das ich im Leben genieße.

Wenn ich von meinen Arbeiten spreche, so fragst Du gewiß nach einer Oper — es ist noch keine im Werke — den Grund weißt Du; aber da ich keinen Tag unthätig bin und so Viel schreibe, als ich eben schreiben kann, ohne Opern- und Oratorientexte, und da ich auch am Andern meine große Freude habe, so müßt Ihr mich schon entschuldigen und gewähren lassen. Hast doch auch Du mir Deine lange ersehnte Schauspiel-Novelle noch nicht geschrieben. — — Nun leb wohl für heut, mein lieber Freund, an Deine Frau ist der Brief fast mitgerichtet, allen den Deinigen sag meine herzlichsten Grüße. Bleibe immer gut

Deinem

Felix Mendelssohn-Bartholdy.

Die dankbare Zufriedenheit, die gleichmäßige Beruhigung, die aus diesem Briefe spricht, sollten wir auch überzeugend an ihm wahrnehmen, da er im April und Mai des nächsten Jahres, 1840, mit Frau und Kind wieder einen fünfwöchentlichen Besuch in Berlin machte. Sie wollten der Mutter Hensels Ab-

Digitized by Google

wesenheit ersetzen, die nach Italien gereist waren. Ich sah Felix viel, in seiner Familie, wie in unserm neuen Hause im Thiergarten, das seiner Wohnung jetzt nahe war. Er beschäftigte sich schon mit Zusammenstellung des Oratoriums „Elias“, nachdem er den Plan: Petrus als Gegenstück zum Paulus zu behandeln, aufgegeben. Er suchte immer noch nach Opernstoffen, gerieth auch mit Gutzkow, den er bei mir fand, sofort in Verhandlungen deshalb, aber er war jetzt weniger als je darauf erpicht. Es war die Zeit seines Lebens, in der er gelassen die Forderung der Dinge an sich kommen ließ, aber dann ihnen frisch und fröhlich gehorchte. So wurde seine gewöhnliche Reisefrische in diesem Sommer stark auf die Probe genommen, um so mehr, als damals immer noch sehr wenige Eisenbahnstrecken die Strapatze minderten. Von Berlin brachte er Cäcilie nach Frankfurt, ging an den Rhein, dann nach Birmingham und London und war wieder rechtzeitig in Leipzig, um am 25. Juni das vierhundertjährige Fest der Erfindung der Buchdruckerkunst durch eine Symphonie-Cantate zu feiern, die den Namen: „Lobgesang“ erhalten hat, und die er auf dem Marktplatze mit großen Kunstmitteln aufführte und zu großem Eindruck brachte. Dann sahen wir ihn wieder in Berlin in der Mitte des Juli, von dem Schweriner Musikfeste zurückkehrend; im August aber veranstaltete er in Leipzig

ein großes Orgelconcert, durch dessen Erlös er den Grund zu dem Capital für Sebastian Bach's Denkmal legte. An diese rastlose und erfolgreiche Thätigkeit dieses Jahres schloß sich noch seine Bemühung: dem treuen Leipziger Orchester eine Gehaltserhöhung zu verschaffen, und seine ebenso erfolgreiche Anbahnung der Errichtung eines Musikconservatoriums. Er hatte die Freude, den wohlwollenden König von Sachsen, bei seinem Besuche in Leipzig zu Ende des October, durch eine Wiederholung des Lobgesanges zu ehren und von ihm reiche Beweise seiner ihm so eigenen Huld und Güte zu empfangen. Felix konnte sich mit Genugthuung sagen, daß er auch den Grund zum Leipziger Conservatorium, mit Verwendung der Blümner'schen Stiftung, gelegt hatte.

Welch ein immer gesteigertes Glück seine Ehe ihm gebracht, wie ängstlich er jede Störung desselben fürchtete, wie seiner vollständigen Befriedigung nur das Zusammenleben mit seiner Familie und seinen alten Freunden fehlte, davon zeugt ein Brief, den er mir im November dieses bewegten Friedensjahres schrieb, als er durch einen Ausflug nach Dresden meinen Besuch in Leipzig versäumt hatte.

„Lieber Freund, wohl hat mir's herzlich leid gethan, Dich hier verfehlt zu haben, und als ich nachher mir beschreiben ließ, wie Ihr Euch durch unsere Zimmer habt führen lassen, so war mir's, als hätte

ich lieber die ganze Dresdner Reise eingebüßt, als das Vergnügen, Euch Alles selbst zu zeigen. Leider hattest Du Dich aber nur auf so kurze Zeit eingerichtet, daß wir doch nicht zur Ruhe gekommen wären; zumal da es auf der Hinreise war, wo man allerdings immer auf dem Sprunge steht, bis man am Reiseziel angelangt.

Ich habe das auf meiner diesmaligen Fahrt nach England auch recht gefühlt; mit Furcht und Zittern und mit schweren, schweren Sorgen unternahm ich sie. Schon als ich in der Themse war, konnte ich Gott nicht genug danken, daß ich doch eben wohlbehalten und ohne Schaden am Ziel war, und mit welch unbeschreiblich süßem Gefühl kam ich nach Hause zurück und fand die Frau und die Kinder wohl und blühend!

Wär' mir's nur vergönnt, mit meinen Freunden aus früherer Zeit, die doch die wahren und einzigen bleiben, das Alles zu verleben und zu genießen! Die hiesigen Freunde und Bekannte wissen alle nicht anders, als daß ich einen Bart habe, und das thut es nicht. Aber so gut sollte mir's nicht werden, und in Berlin sieht es mit allem Musikwesen, wie ich's zuweilen höre, so wüst und trostlos aus, daß man froh sein muß, wenn man glücklich daraus ist; und Etwas muß wohl immer im Leben fehlen. Kann ich ja ohne-

hin nie dankbar genug sein für das so Viele! — —

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Lebe wohl für heut, lieber Devrient, und bleibe mir gut. Grüße Deine liebe Frau und die Kinder auf's Herzlichste und denk zuweilen an Deinen

Felix.

Man empfindet tiefe Wehmuth, wenn man in dieses so befriedigte und glückliche Dasein, in diese reiche und gesegnete Thätigkeit, in dieses in allgemeiner Verehrung und Liebe Ruhen jetzt eine jahrelange Beunruhigung treten sieht, die eine tiefe Aufregung und Verbitterung, ja den Keim zu vorzeitigem Tode mit sich führen sollte.

Die neue Regierung des geistvollen Königs Friedrich Wilhelm IV. von Preußen brachte — unter den vielen Anläufen zu den rühmlichsten Einrichtungen — auch den Plan zu einer umfassenden Ausbildung der Akademie der Künste auf, wonach die sogenannte Classe für Musik zu einem Conservatorium, einer Schule für Musik und Darstellungskunst erweitert werden sollte. Felix war als Director dieses Institutes in Aussicht genommen, die Unterhandlungen deshalb wurden schon Anfangs December 1840, theils durch Vermittelung seines Bruders Paul,

theils durch den Geheimrath und Ober-Hofmarschall v. Massow eröffnet.

Der zweite Band der Briefe Mendelssohn's giebt über Beginn und Verlauf dieser Angelegenheit den klarsten Aufschluß, ich habe nur von meinen Miterlebnissen und meiner Theilnahme zu sagen.

Nicht nur im Mendelssohn'schen Hause erfuhr ich von der Sache. Meine kleine Schrift: „Ueber Theaterschule", zu deren Abfassung Alexander v. Humboldt mich angeregt — vielleicht schon in Aussicht auf das projectirte Conservatorium — hatte die Billigung des Königs und dessen Zusage erhalten: die Angelegenheit solle ihn nicht theilnahmlos finden. Um Weihnacht wurde mir dieser Ausdruck durch eine Mittheilung des Grafen von Redern erklärlich, wonach der Plan zum Conservatorium schon ganz praktisch geformt sei: der König habe 12,000 Thlr. Zuschuß zu den Kosten der Akademie bewilligt, Cornelius solle den bildenden Künsten vorstehen, Mendelssohn der Musik, eine Section für darstellende Kunst solle errichtet, dazu die am königlichen Theater befindlichen Unterrichtsanstalten gezogen werden u. s. w. Alexander v. Humboldt bestätigte mir den ausgesprochenen Willen des Königs, sprach mit Ueberzeugung von einer großartigen Gestaltung der reformirten Akademie und daß der König auf meine Leitung der dramatischen Section, in der musikalischen Classe, rechne.

Das Alles klang schön und herzerfreuend, aber zwischen diesem Projecte und seiner Erfüllung lag die Aufgabe der Ausführung; sie lag in theilweis eifrigen, theilweis wohlmeinenden, theilweis gleichgiltigen und theilweis abgeneigten Händen, alle aber waren in der Praxis solcher Aufgaben unerfahren, gingen mit bureaukratischer Umständlichkeit an's Werk und Mendelssohn sollte dabei den sachverständigen Organisator abgeben.

Felix hatte das Vorgefühl: daß ihm hier Etwas zugemuthet werden solle, was gegen seine Natur ging, das erklärt zum Theil sein ungeduldiges Verhalten in dieser Angelegenheit; man muß aber gerechterweise auch noch die Stellung, in der er sich befand, und den Stand der Dinge in Berlin in Betracht ziehen.

Die Gewandhausconcerte hatte seine Leitung zu einem Grade der Trefflichkeit gebracht, die sie an die Spitze aller symphonischen Production in Deutschland stellte und ihnen entschiedene Mustergiltigkeit verlieh; die Errichtung eines Conservatoriums in Leipzig war gesichert; zu beiden Instituten stand Felix in einer Doppelpflicht und das mit der Gewißheit: in ihrer Ausübung der Musik im Vaterlande zuverlässig nützlich zu werden.

Dieses Gebiet der Pflichten und des Wirkens sollte er nun aufgeben, er, den keine Sorge für seinen Wohlstand nöthigte, einem großen Gehalte nachzugehen

— denn er war seit des Vaters Tode vermögend und reichlichen Erwerbes durch seine Kunst gewiß — er sollte nun in die herabgekommene Musikwelt Berlins eintreten, ohne daß der Kreis seines Wirkens festgestellt war, ohne daß die Kunstmittel dazu bereit und seiner Autorität verfügbar dargeboten gewesen wären; er hatte nichts zum Stützpunkt als den Plan des Königs, dessen Ausführung, von sehr verschiedenen Factoren abhängig, noch in der Luft schwebte. Von ihm eigentlich wurde erwartet, daß er die musikalischen Kräfte sammle und organisire, den Widerstand beseitige und in Berlin ein Musikleben erschaffe, das den Behauptungen der geistigen Metropole entspreche. — Daß er den jungen Ruhm seines Namens dabei mit einsetzen mußte, darf nicht außer Betracht gelassen werden.

Und daß die Musik in Berlin in Verfall war, ist keine übertriebene Behauptung, es war wirklich so.

Nicht, daß Sinn und Theilnahme für die bedeutendsten Meisterwerke im Publicum nicht rege und empfänglich gewesen wären, — versammelten doch mehrere Vereine an tausend guter und gebildeter Gesangstimmen, wurde doch in jeder Familie, in jeder Gesellschaft musicirt, verbreiteten doch die Militairmusiken in öffentlichen Gärten den Geschmack an guter Musik, selbst an Beethoven's Symphonien, bis in die geringe-

ren Stände hinab. Berlin war an Sinn für Musik von keiner Stadt übertroffen; aber es fehlten seinem Musiktreiben die leitenden Spitzen. Seine größten und mittelreichsten Institute hatten keine tonangebende, mustergiltige Bedeutung, ihre Productionen waren mittelmäßig.

Man darf dieser Behauptung nicht die im Abschluß begriffene Periode der Spontini'schen Leitung der Königlichen Oper, insbesondere der des Orchesters, entgegenstellen; es war dies eine Zeit glanzvoller Scheinherrlichkeit, dem Wesen der deutschen Musik — von der Spontini keinen Begriff hatte — verderblich. Die outrirten Effecte seiner Direction, die nur den Wechsel von erschütterndem Sturm der Massen zum Säuseln der Aeolsharfe suchte, das erschreckende Hineinreißen seiner sforzati, alle seine auf den stärksten Nervenreiz der Zuhörer berechneten Effecte mußten das Orchester außerordentlich verwöhnen. Dazu kam, daß der Reiz der größten Präcision und Ebenmäßigkeit, die an seiner Direction gerühmt werden mußte, verloren war, sobald der scharfe Sporn seines Tactstockes fehlte. Und Spontini hatte durch die Wahl der Dirigenten, welche, bis auf die grands ouvrages, — so nannte er seine Opern — das übrige Opernrepertoir versahen, hinlänglich gesorgt, daß die glanzvollen Wirkungen des Orchesters nur von seiner persönlichen Leitung abhängig blieben

und die Mittelmäßigkeit der Aufführungen im Allgemeinen dem imponirenden Reize der seinigen zur Folie diente. Bei Alledem konnte die höhere Ausbildung, die Ehre des Orchesters nicht gedeihen, und so kam es, daß die vereinzelten Symphonieaufführungen jener Zeit, ohne allen Geist in der Auffassung, ohne Reiz des Vortrages, nur den ungenügendsten Eindruck hervorbrachten.

Den Chorgesang zur Vortrefflichkeit auszubilden war jetzt die Singakademie nicht mehr im Stande, sie mußte diesen Ruhm sehr bald dem neuentstandenen Domchor überlassen und an den Stern'schen Verein viel von ihrer gesellschaftlichen Bedeutung abgeben.

Dies war die Lage der Dinge, als Felix auf Dringen des Herrn von Massow und seiner Mutter und Geschwister im Frühjahr 1841 nach Berlin kam, um an Ort und Stelle zu berathen und zu prüfen, ob er Etwas, was der Musik frommen und ihm eine anständige Thätigkeit schaffen könne, zu Stande bringen möchte.

Es war ihm Ernst mit diesem Versuche, in seiner Vaterstadt etwas Bedeutendes zu wirken, hatte er doch auch lebenslang den lebhaften Wunsch: mit seinen Geschwistern und alten Freunden zusammen zu leben, und hatte er doch eine bestimmte Erklärung darüber sowohl dem Vorstande der Gewandhausconcerte, als auch der sächsischen Regierung abge-

geben. Aber dieser ernste Vorsatz vernichtete immerhin in seinem Gemüthe nicht das Mißtrauen und die Abneigung gegen die Berliner Zustände, nicht die Anhänglichkeit an Leipzig und nicht die Unlust zu organisatorischen Geschäften. Er kam mit getheiltem Willen nach Berlin.

Die Leipziger Freunde wußten das. Sie glaubten nicht, daß Berlin ihm etwas Ganzes bieten, und wußten, daß Felix nicht auf Halbes eingehen werde, und wie er bei dem Abschiedständchen, das man ihm brachte, unter die Sänger seines Liedes: „Es ist bestimmt in Gottes Rath" getreten war und zum Schluß energisch intonirt hatte „auf Wiedersehn!", so glaubten die Freunde an Wiedersehen. David übernahm einstweilen die Vertretung der Concertdirection, an der Errichtung des Conservatoriums wurde still fortgewirkt.

Als Felix Anfangs Mai zu uns kam und mich von den bisher gethanen Schritten genau unterrichtete, konnte ich die Stellung, die er eingenommen, nur billigen. Auf ungefähre und halbe Maßregeln durfte er sich nicht einlassen, er mußte eine volle Wirksamkeit finden oder davonbleiben. Die Zu-

muthung: mit dem Titel eines Kapellmeisters, gleich Cornelius, Rückert und Tieck, für den Ehrensold von 3000 Thalern der neuen Regierung anzugehören, nur zur Disposition des Königs zu stehen, durfte seiner arbeitsfrischen Jugend nicht zusagen. Aber ich war der frohen Hoffnung, es werde gelingen, etwas Ganzes und Befriedigendes zu Stande zu bringen, es handle sich nur darum, den ausgesprochenen Willen des Königs gegen die Umständlichkeit seiner Organe mit hartnäckiger Geduld durchzusetzen.

In diesem Sinne redete ich am nächsten Tage noch einmal mit seinem Bruder auf ihn ein und er zeigte uns guten Willen.

Aber schon die erste große Conferenz machte ihn ganz unwirsch. Man war ihm nicht einfach und geradezu genug auf die Sache, sondern auf eine Menge von Formalien und Allgemeinheiten eingegangen, auch war die rückhaltvolle Stellung, die das Cultusministerium der Angelegenheit gegenüber einnahm, welche seinem Budget zugemuthet wurde — schon merklich. Da hatte ich denn zwei lange Stunden in den Schattengängen des Gartens mit Felix zu disputiren, um seinen entschieden hervortretenden Widerwillen gegen die ganze Sache niederzuhalten. Ich suchte ihm zu Gemüth zu führen, daß die Stellung, die er behaupte, insofern nicht gerecht sei: als er zu

viel von Andern und zu wenig von sich verlange. Er wolle die Errichtung des Conservatoriums an sich kommen lassen, man solle ihm die Organisation fix und fertig bringen, dann wolle er sich über die Annahme der Direction entscheiden. Er verlange: von den Mühseligkeiten des Zusammenbringens der Mittel zum Zweck, von der Gehässigkeit des Verneinens von ungeeigneten Personen und Einrichtungen u. s. w. entbunden zu sein; er wolle eben nur thun, was seiner Natur gemäß, und Nichts darüber. Es sei aber doch ungerecht von ihm, wenn er praktische Einrichtungen von Männern verlange, die darin fremd sind; an ihm sei es, seiner Natur einmal einen Stoß zu versetzen und mehr von ihr zu verlangen, als sie gewohnt sei zu leisten; er müsse es dies eine Mal über sich gewinnen „Odiosa" auf sich zu nehmen, Geduld mit der Umständlichkeit und Pedanterie zu haben, dagegen mit unnachlaßlicher Energie Alles zu fordern und zu betreiben, was für den Zweck erforderlich .... Ich stellte ihm vor, daß er jetzt der einzige Mann in Deutschland sei, der das glückliche Project des Königs auszuführen vermöchte, daß dieser so Großes verheißende Moment, diesmal versäumt, so günstig für die deutsche Musik niemals wiederkehre, daß also eine große Verantwortung auf ihm ruhe.

Auf alle diese schönen Dinge hatte Felix freilich

reichlich gute Antworten und ich mußte im Stillen zugeben, daß es überaus schwierig sei, gegen diese Verhältnisse anzukämpfen, daß Eigenschaften dazu gehörten, die Felix gar nicht besaß; indessen versprach er doch, über sein Vermögen zu thun.

Er reichte das pro memoria über eine in Berlin zu errichtende Musikschule ein, das im zweiten Bande seiner Briefe*) zu lesen ist, und sagte mir am 15. Mai, daß er sich gegen Herrn von Massow —, der die Angelegenheit mit dem aufrichtigsten Eifer und dem edelsten Willen betrieb —, verpflichtet habe, ein Jahr lang hier zu bleiben, um die Klärung der Angelegenheit abzuwarten; das waren hoffnungsreiche Aussichten.

Aber schon nach zehn Tagen traf ich ihn — nach einer abermaligen Conferenz — wieder ganz rappelköpfisch. „Er wolle hier nicht bleiben“, erklärte er mir, „sondern von Leipzig aus, wohin er zur Ordnung verschiedener Angelegenheiten zurück zu reisen im Begriff stand, einen entschiedenen Absagebrief hieherschicken. Er fühle, er sei kein Mann für Berlin, für die Leute, die ihn haben wollten und doch nicht brauchen könnten.“ Von den angebotenen Ehren und Vortheilen sprach er mit größter Geringschätzung, verlangte aus dieser Beamtenatmosphäre fort, zu

*) S. 289.

gemüthvollen Menschen, denen es warm um Musik zu thun sei, aus dieser Enge und Herrschaft der Mittelmäßigkeit fort.

In solchem Sturm war Wenig mit ihm aufzustellen, das wußte ich, und konnte ihm auch nicht Unrecht geben, mußte es also bei allgemeinen Beruhigungen bewenden lassen. Nächsten Tages ging ich zu ihm, um ihm wieder zu predigen: daß er trotz aller Seelenmarter dieses Zustandes doch das Probejahr aushalten müsse, um sich die Reue zu ersparen, Etwas für die Kunst versäumt zu haben. Da konnte ich meine Weisheit sparen, denn Herr von Massow, gegen den Felix schon morgens mit der Farbe herausgegangen, hatte ihn bei seinem gegebenen Worte gehalten, und so reiste er ab, um im August sich hier auf ein Jahr einzurichten.

Indessen ernannte ihn der König von Sachsen zum Kapellmeister, während man ihm von Berlin aus denselben, zuvor angetragenen, Titel wieder vorenthalten wollte*). Herr von Massow brachte das freilich wieder in's Gleiche, denn für die auf den Winter vom Könige verlangten Musikproductionen bedurfte Felix der Autorität, die dieser Titel giebt; man hatte ihn ohne Noth verletzt; es geschah Viel, um den Reizbaren zu reizen.

*) M.'s Briefe II. Band, S. 292

Aus dem Seebade zurückkehrend, fanden wir Felix mit Frau und Kindern in Berlin, heitern Muthes und mit den besten Vorsätzen, die sehr bald in fröhlicher Arbeit ihre Belohnung finden sollten.

Ludwig Tieck war auf den Ruf des Königs in Potsdam eingetroffen; der Plan, eine der antiken Tragödien aufzuführen, war das erste Resultat seines Verkehres mit seinem neuen Herrn. Tieck hatte die „Antigone“ des Sophokles dafür vorgeschlagen, da dies Stück dem modern-christlichen Verständniß am nächsten liege und durch Donner's kürzlich erschienene Uebersetzung aufführbar geworden sei.

Die Zweifel über die Behandlungsart der Chöre durchschnitt der König, indem er Mendelssohn die Composition derselben übertrug. Dieser, von der Größe und Schönheit des Dichtwerkes ergriffen, überwand die Bedenken und Aufschubsabsichten Tieck's und brachte so das Unternehmen im September in Gang.

Vielfach haben wir da die musikalische Behandlung der Chöre besprochen, und alle die Forderungen und Bedenken, aller Tadel und aller Beifall, welche die Composition später erfahren hat, sind damals von uns im Voraus aufgeworfen und erwogen worden; nicht ohne strenge Prüfung der Aufgabe ist Felix an ihre Lösung gegangen.

Am nächsten lag es, die Chöre ganz recitativisch unisono, zum Theil auf Solostimmen übertragen, singen

— wenn nicht gar sprechen zu lassen, nur mit Begleitung solcher Instrumente, deren Anwendung zur Zeit des Sophokles wir annehmen: Flöten, Tuben und Harfe, als Vertreterin der Leyer. Diesem ersten Vorschlage setzte ich entgegen, daß der Gesang dadurch unerträglich monoton, die wörtliche Verständlichkeit aber nicht erreicht werden würde. Die Chöre seien in ihren wesentlichen Theilen, — in den lyrischen, contemplativen und den vielnamigen Gott preisenden Stellen, — sowohl durch ihren fremden Inhalt, als ihren verschränkten Periodenbau, dem aufmerksamen Leser nur mühsam verständlich, selbst der geschickteste Redner würde sie von der Bühne herab nicht zu augenblicklichem Verständniß des Publicums bringen können, wie solle das der Chorgesang leisten! Die wörtliche Verständlichkeit der Chöre sei unerreichbar, ihr dürfe also kein andres künstlerisches Moment aufgeopfert werden.

Dennoch unternahm Felix einen Versuch recitativischer Behandlung, aber nach einigen Tagen gestand er mir zu: es sei nicht durchführbar; einmal weil ich Recht habe, daß die Verständlichkeit des Textes nur an einzelnen Stellen zu erreichen sein werde, die sich denn auch zu recitativischer Behandlung empfehlen*),

*) Die Stellen „Was seh ich? Erscheint von den Göttern gesandt" u. s. w. und „Sieh, Hämon erscheint" u. s. w. zeigen die Anwendung.

ferner weil der Chorgesang unerträglich eintönig, langweilig und unmusikalisch werden müsse, und die Begleitung mit so beschränkter Instrumentation, die alle Mannigfaltigkeit des Ausdrucks hindere, nur als eine kindische Nachahmung der antiken Musik erscheinen müsse, von der wir eigentlich gar Nichts wissen.

Er glaube daher: er müsse die Chöre singen lassen, wie wir die Rollen sprechen würden, d. h. nicht im Bestreben, die Vortragsweise der attischen Tragödie nachzuahmen — was uns ja bis zur Lächerlichkeit treiben könne —, sondern wie man sich heut zu Tage in Rede und Gesang auszudrücken pflege. Form und Inhalt der antiken Dichtung, der Geist, der in ihr lebendig, würden uns aber wohl Alle so führen, daß aus der Darstellung etwas Anderes würde, als ein Drama unsrer Tage.

Dem stimmte ich mit voller Seele bei, und Felix ging so rüstig an die Arbeit, daß er mir schon nach wenig Wochen Proben vorspielen, am Ende des September aber fast die ganze Folge der Chöre zeigen konnte.

Nicht nur die Schönheit der Composition entzückte mich, ich fand auch in ihr meine Behauptung wieder bestätigt, daß Mendelssohn ein eminent dramatisches Talent sei. Ich fand in diesen Chören nicht nur genau den Ton der Situation, des Ausdrucks der

Strophen, von der beschränkten Gemüthlichkeit der thebanischen Bürger, bis zur warmen, endlich begeisterungsvoll erhabenen Theilnahme, sondern auch einen über das Dichterwort hinausgehenden hochdramatischen Ausdruck. Ich habe hier den Dithyrambus im Sinn, der zwischen dem Rettungsversuche Kreons und der Erzählung von dessen entsetzlichem Mißlingen liegt. Dieser Lobgesang enthält eigentlich nur verherrlichende Anrufungen des Bacchus, und seine dramatische Anwendung liegt nur in den Worten:

auch nun, da
So gewaltig grause Noth
Die gesammte Stadt ergriff,
Komm rettend über des Parnassos Höh'n
Daher, oder durch das Gestöhn des Meeres.

Diesen Chor nun zum gewaltigen Ausdruck der Peripetie des Dramas zu erheben, die furchtbare Spannung der schwebenden Situation so aufs Höchste zu treiben, die einmalige Anrufung „Hör' uns, Bacchus"! zum immer wiederholten Angstruf in erschütternder Steigerung zu machen, den ganzen Inhalt des dramatischen Momentes musikalisch so zu erschöpfen — das Alles vermag nur ein specifisch dramatischer Componist.

Die Behandlung der Melodramen giebt nicht minder davon Zeugniß. Daß er an einzelnen Stellen die gesprochenen Worte rhythmisch begleitet, dazu

mochten ihn einige gelungene Momente der Composition zu „Faust", vom Fürsten Radziwill, veranlaßt haben. Schade, daß das Publicum nicht voll genießt, wie glücklich ihm dies Verfahren gelungen, da die Repräsentanten der Antigone und des Kreon selten musikalisch genug sind, um ganz auf die Intentionen des Componisten einzugehen, auch in Partitur und Clavierauszug in zwei Momenten des Melodramas der Antigone die Worte nicht richtig unterlegt sind*).

Aber Felix bemühte sich auch mit eingehender Sorgfalt um die genaue Uebereinstimmung von Musik und Rede. So mußte ich ihm — da ich an dem ersten Entwurf Manches auszustellen hatte — die Textstellen mit vollem scenischen Ausdruck recitiren, er verlangte dann so viel rhythmische Nachgiebigkeit, als er musikalisch bedurfte, und nachdem wir mit Ab- und Zugeben den declamatorischen Ausdruck in Accenten und Rhythmus festgestellt, fixirte er den musikalischen.

Ohne Felix' feinen Tact für dramatische Verlebendigung würden diese Melodramen nicht Meisterstücke ihrer Gattung geworden sein.

*) S. 47 des Clavierauszuges müssen die Worte „und nie wieder" auf die Noten d d d cis gesprochen werden, und in der nächsten Rede die vier Sylben „Gleich des Epheus" auf die Achtelnoten: h e gis h.

So hatte Felix denn, was er sich so herzlich gewünscht, einmal eine große Arbeit auf Bestellung geliefert; und zwar in der kürzesten Zeit. Am 9. und 14. September, nach Tieck's erster Vorlesung der „Antigone“, hatte Felix noch mit mir über die Auffassung der Chöre deliberirt, am 25. und 26. zeigte er mir schon die Entwürfe davon und verhandelten wir über die Melodramen, die er am 28. feststellte. In den ersten Tagen des October konnte schon das Studium der Chöre beginnen, am 10. October bei unsrer ersten Leseprobe, begleitete Felix die Melodramen am Clavier, rückte dann mit der Instrumentirung so rüstig vor, daß wir am 22. die erste scenische Probe im Concertsaale des Schauspielhauses vornehmen konnten. Die Orchestererhöhung wurde dabei als Logeion benutzt, der Zuschauerraum zu Aufstellung des Chors — gleichsam in der Orchestra — und der Musiker.

Der Verlauf der ersten Proben blieb hinter meinen Erwartungen zurück, ich hatte nur die Empfindung von einem künstlerisch archäologischen Experiment, und bedauerte, daß die herrliche Musik dadurch keine Verbreitung finden werde. Als ich aber am 26. bei der Generalprobe in Potsdam, im neuen Palais, vor die nachgebildete attische Bühne trat, da gewannen die Chöre, bei ihrer Absonderung in der Orchestra, für mich eine überzeugende Lebendigkeit, die

Symbolik der Doppelscene ließ mich den Sinn der attischen Tragödie und aller ihrer Conventionen in einem gewaltigen Eindruck verstehen, und von der einfachen Hoheit dieser Poesie, der Schönheit der Musik in einen wahren Rausch der Erhabenheit versetzt, bestieg ich — in der Rolle des Hämon — die Stufen zum Logeion.

Am nächsten Tage wurde noch zweimal probirt, des Abends in Gegenwart des Königs, und am 28. fand die Vorstellung vor dem Hofe und den dazu geladenen Notabilitäten der Kunst und Wissenschaft statt.

Die Sensation, welche sie hervorbrachte, war sehr groß. Der tiefe Eindruck, den die Verlebendigung der antiken Tragödie auf unser theatralisches Leben hervorbringen konnte, versprach epochemachend zu wirken. Er reinigte unsre Bühnenatmosphäre; und gewiß ist, daß Mendelssohn ein großes, wichtiges Verdienst um diese Wirkung hatte.

Mochten die Gelehrten, welche von einer Aufführung einer antiken Tragödie verlangten: die Vorstellungen, welche sie sich davon gebildet hatten — natürlich ein jeder eine andre — erfüllt zu sehen, mochten sie die Musik zu modern opernhaft finden, — eigentlich: nicht philologisch genug —, so hat doch unstreitig Mendelssohns Musik die Sophokleische Tragödie beim großen Theaterpublicum eingänglich

und populär gemacht, und dabei den Geist und Duft des Gedichtes nicht im Geringsten verletzt, eher ihn zu größerer Verständlichkeit und Eindrucksfähigkeit gebracht.

Der Altmeister Böckh sagte davon: er finde die Musik ganz übereinstimmend mit seinen Anschauungen vom griechischen Wesen und Leben, und von der Muse des Sophokles. Mendelssohn habe die modernen Kunstmittel so in Bewegung gesetzt, wie es dem Charakter der Chorlieder und der darin enthaltenen Gedanken angemessen sei, das Edle und Würdige des Gesammteindruckes entscheide für die Vortrefflichkeit der Musik und hierdurch dürfe sich jedes antiquarische Gewissen beschwichtigt fühlen; zumal da kein Antiquar im Stande sein würde, an die Stelle dieser Musik eine antike zu setzen.

Gegründeter war allerdings der Vorwurf, daß dem Rhythmus der antiken Chorgedichte oft bedenklicher Zwang angethan worden, um des modern musikalischen Rhythmus willen. Dieser Uebelstand war indessen nicht zu umgehen gewesen. Wer mit einigermaßen musikalischem Urtheil die Chorstrophen liest, muß erkennen: daß mit Bewahrung dieser Rhythmen keine Musik zu machen war, welche dem Auffassungsvermögen unsrer Zeit entsprochen hätte.

In Summa hatte Felix allen Grund, mit dem Erfolge seiner Arbeit, der warmen Anerkennung des

Königs, mit seiner Freunde verehrerischem Beifall zufrieden zu sein; und er war es auch.

Es fehlte indessen doch viel, daß er Vertrauen zu den Berliner Verhältnissen gefunden hätte. Eine eigne Wohnung, dem elterlichen Hause gegenüber, hatte er zwar genommen, und seine Frau trachtete es ihm und seinen Freunden darin behaglich zu machen, dennoch hielt er im Stillen seinen Rückzug nach Leipzig offen, ging nach der, am 6. November stattfindenden Aufführung der „Antigone“ wenigstens zum Besuch wieder dorthin, wo er — mit Jubel empfangen — drei Gewandhausconcerte dirigirte und im Freundeskreise „Antigone“ am Clavier aufführte. Zu Ende des Monats kehrte er zu uns zurück und wir wurden seines belebenden Antheils an allen Vornahmen dieses Winters froh. Meine dramatischen Vorlesungen, die Ausarbeitung meines Schauspiels „Treue Liebe“, von seinem eingehenden Rath und Urtheil wesentlich gefördert, die Aufführung davon, dann die von Werder's „Columbus“, die unsern ganzen Freundeskreis erregte, alles das bekam durch seine feine und lebendige Theilnahme besondern Reiz.

Am 10. Januar 1842 begannen die vom Könige verlangten Concerte im Saale des Schauspielhauses

mit Aufführung seines „Paulus“, wozu ein, vom Könige ernanntes Comité einen zahlreichen Chor von Dilettanten gesammelt hatte. Die Wirkung war groß und tief eindringlich, aber der Antheil des Publicums lau. Es war die Zeit des Rausches, in welchen Liszt's Clavierconcerte ganz Berlin, bis zum Skandal, versetzt hatten; für ernsthafte Musik waren die Ohren nicht gestimmt. Es hatten sich auch bei den Proben unangenehme Auftritte wiederholt, die schon bei den Proben von „Antigone“ im Orchester stattgefunden. Man erlaubte sich spöttische Späße, wohl gar dreisten Widerspruch gegen Felix' Anordnungen und trieb ihn zu Aerger und Heftigkeit, wo eine eiskalte, aber nachsichtslos strenge Haltung, zu der sein Kapellmeisterrang ihn berechtigte, mehr am Platz gewesen wäre.

Dies Alles aber war nicht gemacht, ihm eine bessere Meinung von den Kammermusikern beizubringen und mit Berlin überhaupt zu versöhnen, und er sprach wieder einmal gegen Baur und mich die bestimmte Absicht aus: nach Leipzig zurückzugehen.

Auf unser Beschwören: nur so lange auszuhalten, bis das Conservatorium errichtet sei, dessen die musikalischen Zustände in Berlin so dringend bedürften und das ohne ihn nicht zu Stande kommen werde, wollte er nicht eingehen: Er fühle sich zu Organisationsgeschäften gar nicht gemacht, auch werde hier

Nichts zu Stande kommen, als eine endlose Reihe von unwirksamen Conferenzen, während Leipzig geräuschlos und sicher sein Conservatorium fertig bringe. Er sehe ein, daß er hier unnütz sei; und Menschen und Verhältnisse mißfielen ihm dazu so sehr, daß er für sich selbst die Pflicht habe, an einen Ort zu gehen, wo er sich wohl fühle.

Indessen gab er seine Concerte, dirigirte auch im Februar eine Aufführung seines „Paulus" in der Singakademie, gleich darauf aber auch wieder in Leipzig die der „Antigone". Die erste Darstellung dieses Werkes fand auf dem Berliner Hoftheater erst am 13. April, unter Felix' Leitung, statt; so lange hatte man gezaudert, sie dem großen Publicum hinzugeben. Der Eindruck war aber ein so entschieden günstiger, daß binnen drei Wochen noch sechs Vorstellungen gegeben werden mußten; der feierliche und religiöse Charakter derselben wirkte erhebend, selbst auf die unteren Schichten des Publicums.

Außer kleineren Compositionen beendete Felix in diesem Berliner Winter die sogenannte schottische Symphonie (a moll), am 25. April gab er sein letztes Concert: den Lobgesang und Clavierproductionen. Er erntete dabei gerade nur so viel Beifall, als ihm eben nicht zu verweigern war. Auf seine kategorische Anfrage über Errichtung des Conserva-

toriums empfing er auch vor seiner Abreise wieder Zusicherungen, die am Stande der Dinge doch Nichts änderten, und so war Felix froh, im Mai zum Düsseldorfer Musikfeste zu kommen. Hier nahm man ihn mit offenen Armen auf; in London empfingen ihn Stürme von Beifall, und nicht nur in seinen eigenen Concerten, sondern in fremden, in denen er nur als Zuhörer erschien, wo auf den lauten Ruf: „Mendelssohn ist hier" das gesammte Publicum sich von den Sitzen erhob und anwesende Staatsminister in enthusiastischen Ehrbezeigungen vorangingen. Endlich kehrte er nach Leipzig zurück, wo er von der ganzen Stadt wie ein lieber Verwandter aufgenommen wurde. War es da zu verwundern, wenn er im October wieder nach Berlin ging, lediglich um sich von seinen dortigen Verpflichtungen frei zu machen? Und doch erkannte der König seinen Werth so vollauf, hatte ihm kürzlich die Ehre erzeigt: ihn in die abgeschlossene Zahl der Ritter vom Orden pour le mérite aufzunehmen; aber seine Fähigkeiten vermochte er nicht zu verwerthen.

Den Plan: ein Conservatorium zu errichten, hatte man, wie ein verbrauchtes Spielzeug, zu Boden fallen lassen; meine Hoffnung: die Herstellung einer deutschen Theaterschule noch zu erleben, war somit dahin.

Felix' veröffentlichtes Schreiben an den Geheim-

rath von Massow vom 23. October 1842, das andere an den König selbst, der Bericht an Klingemann über die Audienz beim Könige geben genügende Auskunft über die Veränderung, welche seine Dienststellung nun erhalten sollte. Er ging in sein Leipziger Amt zurück, für den halben Gehalt von 1500 Thalern zu Compositionen, die ihm der König auftragen werde, verpflichtet. Zunächst wurde dafür Musik zu Racine's „Athalia", zu Shakespeare's „Sommernachtstraum" und „Sturm" und Sophokles' „Oedipus auf Kolonos" in Aussicht genommen; ferner ernannte der König Mendelssohn zum General-Musikdirector über die Kirchenmusik; die Function zu dem Titel sollte erst geordnet werden.

Mitten in dieser wieder erfrischten und befreiten Thätigkeit starb am 12. December seine Mutter plötzlich am Hirnschlage, wie der Vater. Mit ihr ging verloren, was des Vaters Tod ihm noch gelassen hatte: das elterliche Haus. Felix empfand das in vollem Umfange, dennoch trug er unvergleichlich sanftere Trauer um die Mutter, denn seine innere Abhängigkeit von ihr war nicht so groß, als die vom Vater, und sein Leben war schon mehr gefestigt. Wieder war ihm die Thätigkeit eine mächtige Hülfe in seinem Kummer, und gerade zu dieser Zeit wurde Viel von ihm gefordert. Denn am 16. Januar 1843 wurde das Programm des Leipziger Conservatoriums

ausgegeben. Das Lehrercollegium nahm sich darin ganz stattlich aus. Mendelssohn war als Lehrer des Instrumentalspieles und der Composition aufgeführt, Moritz Hauptmann der Harmonielehre und des Contrapunktes, Robert Schumann des Clavierspiels und der Composition, Ferdinand David der Violine, Becker der Orgel, Polenz des Gesanges.

Bald danach traten Moscheles noch für Clavierspiel und nach Polenz' Tode: Böhm für Gesang ein, und andere Hilfslehrer.

Die Anstalt wurde, mit sechs Freistellen dotirt, am 3. April 1843 feierlich eröffnet.

So hatte Mendelssohn's Einfluß, ohne große Worte und Conferenzen, ohne daß er selbst durch Organisationsgeschäfte ermüdet worden wäre, ein schönes und wichtiges Institut geschaffen, das bis jetzt — so viel es auch durch Mendelssohn's frühen Tod verloren hat — in Deutschland noch nicht übertroffen worden ist.

Inzwischen war in Berlin wieder eine veränderte Dienststellung erkünstelt worden: er sollte die Direction der Symphonieaufführungen des Königlichen Orchesters, welche Taubert mit glücklichstem Erfolge zu Stande gebracht hatte, übernehmen;

ferner suchte man nach einer Handhabe für ihn zur Einwirkung auf die Kirchenmusik. Im Monat Mai kam er wieder mit David nach Berlin zu Conferenzen, die nur scheinbare Resultate lieferten.

Ich schrieb ihm meine ganze Meinung über das vielfach Bedenkliche dieser neuen Vorschläge, zugleich mit Verabredungen über gegenseitige Besuche, gelegentlich eines Gastspiels in Dresden, und mit Zusendung eines Operngedichtes, zu dessen Abfassung ich einen unsrer dichterisch begabten Hausfreunde veranlaßt hatte.

Felix antwortet auf diese Punkte den 28. Juni 1843 von Leipzig:

Lieber Eduard!

Schönsten Dank für Deinen Brief, für die Sendung, vor Allem aber für das Versprechen, herzukommen und etwas bei uns bleiben zu wollen. Das ist eigentlich so sehr die Hauptsache, daß ich am Liebsten weiter gar Nichts schriebe und Dich nur bäte zu kommen und so lange als möglich zu bleiben. Aber ein oder zwei Tage sind das Wenigste, das Du uns einmal von Deiner Reisezeit abknapsen und schenken solltest. Du kannst Dich recht gut ein Paar Tage hier in dem Neste amüsiren, in einem halben kommt man zu gar Nichts, als zu dem Gedanken: „Wär's länger"!

Das Operngedicht gebe ich Dir dann wieder. Mir hat sehr Vieles daran gefallen, vor Allem die durchweg musikalischen, sehr sangbaren Verse, dann aber auch das Motiv vom Liebeszauber, aus dem, wie mir zu Muthe ist, eine schöne ernsthafte Wirkung hervorzubringen ist. Aber das Ganze ist mir schon aus dem Grunde nicht vollkommen zusagend, weil die Form einer fünfactigen Oper mit gesprochenem Dialog mir widerstrebt. Ueberhaupt würde ich ungern eine Oper mit dergleichen Dialog compouiren, und möchte ihn sogar aus denen mit weniger Acten lieber verschwinden sehen; aber bei den fünfactigen scheint mir durchgehende Musik geradezu nothwendig. Ein Zweites, das mir weniger zusagte, geht daraus hervor; das Stück ist zu bunt; es sind so viele Effecte darin beabsichtigt, daß, wie mir scheint, einer den andern aufhebt, z. B. könnte die Oper nach dem 4. Acte eigentlich ebensogut schließen, wie nach dem letzten; oder der erste könnte wegbleiben rc. rc. — das trifft freilich die meisten heutigen Operngedichte ebenso sehr und mehr. Aber —

Die Atterbom'sche „Insel der Glückseligkeit" enthält keinen Opernstoff nach meiner Ueberzeugung*). Zauberei und Wunderquellen machen das Opern-

*) Das Gedicht war mir als Opernstoff empfohlen worden und ich hatte Felix deshalb aufgefordert, es zu lesen.

hafte, wie ich mir's denke, nicht, und das rein Menschliche, Edle, Alles Belebende, was es macht, habe ich darin nicht sehr gefunden; so schöne dichterische Einzelheiten da sind.

Seit ich mit Componiren anfing, bin ich dem Grundgedanken treu geblieben: nicht eine Seite zu schreiben, weil das größte Publicum oder das hübschesie Mädchen es so und so verlangten, sondern nur so zu schreiben, wie ich es selbst für recht hielt und wie es mir selbst Freude machte. Von diesem Grundgedanken darf ich auch bei der Oper nicht abgehen. Das macht es aber so schwer, weil sich die meisten Menschen, auch die meisten Dichter, bei einer Oper Nichts denken, als ein Gefallstück. Ich weiß wohl, daß das Gefallen hier äußerlich wichtiger und angenehmer ist, als bei Symphonien, Oratorien, Claviersachen und dergleichen, indessen dauert es bei diesen auch seine Zeit, bis man fest genug ist, um sich durch keine Rücksichten irre machen zu lassen, und deshalb hoffe ich auch noch eine Oper zu schreiben, die ich mit gutem Gewissen und mit Freude schreiben kann, weil ich mich in meinen Grundgedanken nicht irre machen lassen. Ich sehe, wie Du wieder verdrießlich bist und sagst: „Die Moral von Alledem ist, daß er gar keine Oper schreibt". O sag' es nicht! Du bist ja gerade der Mann, der mir dazu verhelfen könnte, wenn er wollte! Wolltest Du es doch! Denn

Dir steht die Kunst auch gerade an solch einem Platz des Herzens wie mir und wir haben uns immer in all den Dingen verstanden, über die man sich mit allen Anderen nie verstehen wird. Ist Dir noch Nichts eingefallen, was, abgesehen von allem Andern, wirklich ein Kunstwerk werden könnte? Hast Du keinen neuen Stoff? Neulich dachte ich einmal, wenn man so 5—6 Shakespeare'sche Stücke nur in componirbare Verse gebracht hätte, so wären sie sogleich zu componiren. Glaubst Du das auch? Etwa den „Lear"? Oder den „Faust"? Auf den komme ich immer wieder zurück.

Nun zum Schluß noch zwei Worte über die Berliner Angelegenheit. Vor Allem tausend Dank, daß Du mir Deine so aufrichtige, freundschaftliche Meinung nicht vorenthalten wolltest; nur das machte mich ordentlich verstimmt, daß Dir es so schwer zu werden schien, und daß Du Dir am Schluß des Briefes noch einmal überlegst, ob Du ihn auch abgehen lassen sollst? Die Sache selbst ist mir, das gestehe ich Dir, gleichgiltig geworden. Wollen sie mich durchaus in Berlin haben, so werde ich kommen, denn das habe ich versprochen; machen sie aber meine Stellung und mein Leben dort im Geringsten schwer, so werde ich nach sechs Monaten wieder gehen und nicht zurückkehren. Daß man mir alsdann nicht Unstätigkeit vorwerfen kann, dafür bürgt mein neun-

jähriges Hiersein genugsam, und die Berliner schimpfen so viel und auf Alles, daß man ihnen in Deutschland keinen unbedingten Glauben schenkt. Zunächst glaube ich gar nicht, daß aus dem ganzen Project mit den Symphonien Etwas wird; sollte es wider Erwarten durchgesetzt werden, so ist das die Sache von Denen, die es einrichten wollen — ich habe genug gewarnt und gegengeredet, und meine Bedingungen sind positiv genug. Mich ganz entziehen kann ich nicht, wegen jenes einmal gegebenen Versprechens. Mündlich über das Alles.

Komm und bleib! und grüß mir die Deinigen.

Dein Felix.

Diese Zusammenkünfte kamen nicht zu Stande, weil er aufs Neue nach Berlin mußte, um verschiedenen Aufträgen des Königs zu genügen. Die Verhandlungen über seine neue Stellung hatten ihn, wie er seinem Bruder schreibt*), so geärgert, daß er fast krank geworden. Man hatte ihm die Conferenzverabredungen vom 10. Mai gesandt, aber mit 6—8 Zusätzen, die geradezu Alles aufhoben, was der Sinn jener Verabredungen war. Daß man auf seine Protestation wieder von diesen Zusätzen abließ, also nur versucht hatte, ob er sie sich würde gefallen lassen,

*) M.'s Briefe II. Bd., S. 382.

mußte ihn gar noch mehr empören. Er schrieb mir davon am 31. Juli, und daß das Ende allen Aergers und aller Schreiberei nun sei, daß er noch einmal zum Könige nach Berlin müsse — — — „Ich hatte mir Alles schon zur Dresdner Fahrt zurecht gemacht, und mich so darauf gefreut, und nun muß ich Zahna und Luckenwalde statt dessen zu sehen bekommen, schlimm genug, darum verzeih“ u. s. w.

Die für ihn nun projectirte Stellung war eine in alle andren Organisationen eingeschobene, mußte auf Widerstand stoßen und wäre schließlich unausführbar geworden. Daß z. B. für die Concerte, welche Felix nach des Königs Willen zu geben hatte, das Königliche Orchester ihm zur Verfügung gestellt werden sollte, war für den General-Intendanten eine überaus hinderliche Einrichtung, wiederum war es natürlich, daß Mendelssohn von einer Abhängigkeit von Herrn von Küstner Nichts hören wollte. Die Stellung, welche ihm von Personen, die von der künstlerischen Praxis Nichts verstanden, eingerichtet werden wollte, hatte kein eigenes Wirkungsgebiet, sie naschte an allen andren herum, mischte sich überall ein, säete überall Verstimmung, deren Rückschlag Felix empfinden mußte.

Indessen dirigirte er Anfangs August den Domchor bei der feierlichen Begehung des tausendjährigen Erinnerungsfestes von der Stiftung des deutschen

Reiches, wurde dann wieder im September aus Leipzig berufen, um am 19. im Potsdamer neuen Palais „Antigone“ zu dirigiren, welche Gelegenheit er zu Verabredungen über die Aufführung des „Sommernachtstraums“ benutzte, zu deren Proben er dann wieder Anfangs October eintraf.

Er führte das Leben eines musikalischen Geschäftsreisenden, während seine Compositionen und sein Dirigiren ruhige Sammlung forderten, und das Alles mit Widerstreben und innerem Kampfe, was auf diese reizbare Natur wohl nachtheilig wirken mußte.

Das einzige Ersprießliche an diesem Berliner Verhältnisse waren die Bestellungen des Königs; jetzt war es die Musik zum „Sommernachtstraum“, an der Felix seine Erholung fand. Da er sie Ende September fertig mitbrachte, also nicht, wie bei „Antigone“, in steter Berührung von den scenischen Erfordernissen componirt hatte, so machten sich einige Unzuträglichkeiten merklich. Auch hatte Tieck wichtige Verabredungen verabsäumt. So theilte er das Stück in drei Acte, gewiß ganz zweckmäßig, damit die Waldnacht nicht unterbrochen werde, aber Felix wußte davon nicht und hatte nach der Schlegel'schen Eintheilung zwei Zwischenactsmusiken componirt, (No. 5

und 7), die zu schön waren, um sie nun zu unterdrücken. Es mußten also Auskunftsmittel gefunden werden, diese Orchesterstücke, die nun im Verlauf des Actes, bei offner Scene, eintraten, einigermaßen zu motiviren. Bei dem Agitato in A moll (No. 5) konnte das gelingen, wenn die Darstellerin der Hermia das Suchen nach dem Geliebten in anziehender und abwechselnder Pantomime ausführte; bei dem Notturno E dur (No. 7) mußte immerhin der langdauernde Anblick der schlafenden Liebespaare peinlich wirken, und die Auskunft, welche Tieck traf: Versetzstücke von Buschwerk zur Deckung der Liebenden vorzuschieben, war etwas plump theatralisch und bedenklich dazu.

Die Schönheit der Composition mußte nachsichtig gegen diese Uebelstände machen, sie mußte das auch bei dem Elfenliede (No. 3 A dur), weil es nicht dem Verlangen Titania's: „Singt mich nun in Schlaf" entspricht, weniger ein Schlummerlied ist, als der Ringeltanz der Elfen und ihr lustiges „Gute Nacht"-wünschen durch den Wald. Wenn bei diesem Stück der präcise Ausdruck des dramatischen Momentes vermißt werden kann, so zeigt dagegen die ganze übrige musikalische Behandlung des wundervollen Gedichtes die Fülle und Mannigfaltigkeit der charakteristischen Kraft des Componisten und seinen entschieden dramatischen Beruf. Die Originalität in seiner Behandlung des Elfenlebens ist schon typisch

geworden, alle späteren Componisten sind bei ähnlichen Darstellungen auf seinen Spuren gegangen.

Die Proben zum „Sommernachtstraum“, worin ich den Lysander zu spielen hatte, begannen am 27. September 1843 im Obergeschoß des Königlichen Schlosses, im sogenannten Elisabethsaale, weil das tägliche Spiel im Schauspielhause dort die Aufstellung des dreistöckigen Gerüstes nicht zuließ, auf dem ein Theil der Handlung — in Nachahmung des altenglischen Theaters — vor sich gehen sollte. Am 5. October trat Mendelssohn mit dem Orchester hinzu, am 10. und 11. wurde schon im neuen Palais bei Potsdam probirt.

Da ich mit Felix auf der Eisenbahnfahrt sowohl als im Gasthofe beisammen war, so konnten wir manche Sorge um das Gelingen des Unternehmens austauschen, manche Mäkelei an der scenischen Anordnung. Aber diese praktisch dramatische Arbeit regte auch in Felix so viel Selbstgefühl und seine Lust zur Oper wieder so lebhaft an, daß er zwischen den so ermüdenden Proben sein nie erschöpftes Thema fortspann und mit großem Eifer verlangte: ich solle ihm eine Oper schaffen.

Nicht nur bei unsern Mahlzeiten, sondern bis in die Nacht hinein, von einem Bett zum andern hinüber, versuchten wir einen Stoff aus dem Bauern-

Digitized by Google

kriege, den ich ihm unlängst zugeworfen, auszubilden.

Der „Sommernachtstraum" wurde weiter am 13. und 14. im neuen Palais probirt, am letzteren Tage Abends aufgeführt, wieder, wie bei „Antigone", vor einem vom Könige geladenen Publicum.

Von Leipzig waren viele Freunde Felix' zu diesem Abend gekommen, David unter ihnen und Hiller, mit dem er in Leipzig einen sehr innigen Verkehr hatte. Alle waren voll des herzlichsten Antheils und voll Bewunderung für die Musik.

Das Total der Aufführung hatte mit ihrer Bühnenrealität und ihrer großgewachsenen Elfenwelt gegen die luftigen Einbildungen zu kämpfen, welche die Leser Shakespeare's mitbrachten; es bedurfte einiger Zeit und wiederholter Vorstellungen in Berlin — mit denen am 18. der Anfang gemacht wurde — um das Publicum für die Darstellung des „Sommernachtstraums" — wie sie eben mit gewohnten Theatermitteln möglich ist — empfänglich zu stimmen. Die Mendelssohn'sche Musik aber hatte an der Vermittelung dieser Empfänglichkeit sicherlich einen sehr großen Antheil, und drang, für sich selbst, viel rascher als die Musik zur „Antigone" in die Sympathie des großen Publicums.

Zum zweiten Male gelang es nun dem Wunsche des Königs und dem Bemühen des Herrn von Massow, Felix zu einer Uebersiedelung nach Berlin zu bewegen. Anfangs December 1843 war er, in der Wohnung seiner Eltern, mit seiner Familie heimisch eingerichtet; Cäcilie immer gleichmäßig stillzufrieden, wohin Felix sie führte. Dieser dirigirte nun im Laufe des Winters, abwechselnd mit Taubert, die Symphonieaufführungen des Königlichen Orchesters, spielte seine Claviercompositionen, dirigirte solenne Aufführungen des Domchors, das Oratorium „Israel in Egypten" von Händel in der Garnisonkirche, gab Fanny's Sonntagsmusiken neue Anziehungskraft, brachte unserem Kreise viel Freude, — aber es sagte seiner Sinnesart durchaus nicht zu: bald hier bald dort wie ein Dirigirvirtuos zu erscheinen und zu fühlen, daß seine vorübergehende Einwirkung auf die verschiedenen Institute kein bleibendes Gedeihen zurückließ und daß es hinter seiner Spur beim Alten blieb. Dabei verdroß es ihn, daß Titel und Orden ihm jetzt überall Entgegenkommen verschafften, wo er noch im vorigen Winter Abgeneigtheit zu überwinden gehabt. Bald begannen auch die Mißverständnisse und Mißdeutungen seines Verhaltens in Bezug auf des Königs Bestellung der Chöre zur Orestie des Aeschylos. Man wollte oder konnte es nicht begreifen: daß ein Componist vor einer solchen eigenartigen Aufgabe unüber-

windliche Scheu haben könne. Wie sich der Verdruß dieser Angelegenheit über Jahr und Tag, bis in den März 1845, hinziehen sollte, zeigen die Briefe des zweiten Bandes.

Kurz, mit Beginn des Jahres 1844 war Felix schon wieder complett berlinscheu, klagte mir seine Verstimmung oft, wo er denn das Echo meiner eignen Verstimmung über meine künstlerischen Verhältnisse hinlänglich vernahm. Er äußerte sich wiederholentlich entschlossen, Berlin ganz aufzugeben.

Bei dieser übellaunigen Eingenommenheit war er doch nie herzlicher und antheilsvoller für mich gewesen, als in diesem, von so mannigfachen Wirren tief bewegten Jahre meines Lebens. Er wetteiferte hierin förmlich mit unserm vertrauten Freunde Werder, er nahm unsre Familiensorgen wie seine eignen. Mit eingehender Sorgfalt verfolgte er die Verhandlungen, welche meine Versetzung nach Dresden vorbereiteten. Jedes Schriftstück mußte er sehen, und kritisirte vorsichtig den Ausdruck der meinigen, damit an der Sache Nichts verdorben würde. Er sagte: er beneide mich um diese Berufung zu einer ordentlichen und erfolgreichen Thätigkeit. Und als er im März eines Tages zu mir kam, da ich soeben die Anstellung als Oberregisseur in Dresden, ganz nach meinen Bedingungen präcisirt, erhalten hatte und ihm nun die summarische Frage vorlegte: ob ich

denn meine Vaterstadt, den Freundeskreis und den bereits fünfundzwanzigjährigen Dienst des mir gnädig gesinnten Königs aufgeben solle? antwortete er: „Es ist hierbei nur eine Frage, hast Du hinlängliche Koffer und Kisten zum Einpacken, wo nicht, so kann ich Dir welche leihen. Liebster Eduard", fügte er zärtlich gedehnt hinzu, indem er mir mit der Hand über das Haar strich, „der erste Schritt aus Berlin ist der erste Schritt zum Glück".

Daß bei einer solchen Gefängnißstimmung seines Bleibens in Berlin nicht sein konnte, war natürlich; unnatürlich war es, daß seine Dankbarkeit für die Huld und Vorliebe, welche der König ihm zeigte, das Verhältniß immer noch hinhielt, das sein ganzes inneres Leben und Vermögen tödtlich niederdrückte. Für den König selbst war ja damit auch Nichts gewonnen. Dennoch sann er sich einen Plan aus, um mit der mindesten Verletzung des Königs frei zu werden. Er theilte mir mit: er wolle sich auf ein Jahr, zu einem Aufenthalte in Italien, Urlaub erbitten, mit seiner Familie dorthin gehen und damit allmälig sein Verhältniß — nicht zum Könige, nur zu Berlin — lösen. Es kam dazu nicht; als er aber am 10. April 1844 von mir Abschied nahm, um seine Familie nach Soden zu bringen, und dann selbst zu neuen Ehren nach England zu gehen, da überkam mich die Ueberzeugung: daß die Berliner Wirren

Digitized by Google

seinem zarten und reizbaren Seelenleben doch einen sehr merklichen Stoß gegeben hatten. Und mit der Heiterkeit seines Wesens sollte zugleich die frisch und ergiebig strömende Schöpfungskraft sich trüben und schwächen.

Mit meiner Uebersiedelung nach Dresden im Juni 1844 war nun freilich eine große Veränderung unseres Verkehrs eingetreten, wir waren auf gegenseitige kurze Besuche in Dresden und Leipzig angewiesen — im Fall er nach letzterer Stadt zurückkehrte. Einstweilen erhielt ich von Berlin, wo er seine Verpflichtungen abschloß, am 25. October folgenden Brief:

Lieber Eduard!

Hübner soll nicht von hier nach Dresden zurückgehen, ohne Dir meine herzlichsten Grüße und Wünsche für Dein dauerndes Wohl zu bringen. Was ich von Dir aus Deiner neuen Heimath gehört, hat mir die größte Freude gemacht; erst erhielt ich Deinen eignen Brief, zugleich sprach ich auch eine Menge von Ohren- und Augenzeugen, die Deines Lobes ganz voll waren und die Dresdner dadurch mitlobten, endlich traf hier Werder ein und erzählte

Alles so recht umständlich und genau, wie ich es zu wissen gewünscht hatte. Daß sich Deine dortige Zufriedenheit mit Deiner Wirksamkeit nicht mit der Zeit vermindern, sondern vermehren wird, davon bin ich fest überzeugt; also wünsche ich Dir weiter Nichts als Gesundheit für Dich und die Deinen, Fortdauer, unveränderliche Veränderlichkeit oder umgekehrt — Du weißt schon e. c. Glück auf!

Auch möchte ich gar zu gerne mal all das Frohe und Schöne, was Du da zusammenbraust, mit ansehen; hoffentlich dauert es nicht zu lange, bis mir das zu Theil wird, und ist es irgend möglich, so führe ich meinen ursprünglichen Plan durch und besuche Dich noch im Lauf des November.

Meine hiesige Stellung hat sich seit einigen Tagen ganz nach meinen Wünschen, und so angenehm wie ich nur hoffen konnte, entwickelt. Ich bleibe in einem persönlichen Componisten-Verhältniß zu dem Könige, werde auch ein mäßiges Gehalt dadurch beziehen, bin aber außerdem all meiner Verpflichtungen für das hiesige öffentliche Musikwesen, meiner Anwesenheit in Berlin, kurz alles Dessen, was mich seit so lange drückte und quälte, los und ledig. In kurzer Zeit denke ich zu den Meinigen in Frankfurt zurückzukehren, und zum Besuch so oft als möglich, bleibend aber niemals wieder nach Berlin zu kommen.

Sogar meine Geschwister werde ich dadurch besser

sehen und genießen, als das in diesem unbeschreiblichen Orte möglich ist, sobald ich ihn bewohnte, und somit ist Alles so wie ich mir gewünscht hatte, und wie es nur durch ein besonders glückliches Zusammentreffen zu erreichen war. Von alle dem mündlich mehr. —

Mit Frau und Kindern geht es Gottlob besser, obschon das jüngste immer noch leidend und schwächlich ist; so Gott will, wird der nächste Frühling ihm so gut thun wie der vorige und er wird dann so gesund, wie es, dem Himmel sei Dank, seine Geschwister wieder sind. Tausend Grüße allen den Deinigen! Auf frohes Wiedersehen!

Ich hab wieder eine Oper sehr im Kopf, die Du für mich machen mußt!

Dein

Felix.

Anfangs December sah ich ihn auf einige Tage in Dresden, er wollte dem Könige von Sachsen auf dessen Wunsch etwas Clavier vorspieleu, gedachte im nächsten Jahre die Leipziger Stellung wieder aufzunehmen, einstweilen aber, ruhebedürftig, zu seiner Familie nach Frankfurt zurückzukehren und nur mit Compositionen sich zu beschäftigen. Unser stehendes Gesprächsthema, der Opernstoff, kam wieder auf, er hatte sich mit der Sage von der Loreley, die ich ihm

vorgeschlagen, wohl beschäftigt, aber die dramatische Handhabe dazu, so wenig als ich, gefunden. Wir kannten beide die Brentano'schen Romanzen nicht, welche Geibel später benutzt hat. Daß aber sein Opernverlangen ihm auch im ruhigen Frankfurter Leben nicht Ruhe ließ, das bezeugen seine Briefe.

Frankfurt, den 26. April 1845.

Hab tausend Dank, Du lieber Eduard Devrient, für Deinen Brief! Seit drei Wochen hatte ich mir's fest vorgenommen, Dir zu schreiben, und nun bist Du mir doch zuvorgekommen! Wie freue ich mich über Deine guten, vergnügten Nachrichten, und daß es Dir fortwährend in Dresden gefällt, und daß ich ein wahrer Prophet gewesen bin. Und ich prophezeie, daß es jetzt mit Deinem Behagen noch immer mehr zunehmen wird, da Du über den ersten Stoß nun bald ganz weg bist, und ich denke gewiß, mich darin ebenso wenig zu irren, als das erstemal. Gebe der Himmel Dir nur in Deiner Häuslichkeit vollkommne Gesundheit und Freude und Ruhe; das ist doch der Grund, auf dem alles Glück auf Erden für unser Einen gebaut ist; denn die Kunst hängt ja so eng damit zusammen, wie der Geist mit dem Körper. Auch bei uns geht es, Gott sei Dank, wieder besser, unser kleines Kind erholt sich Tag für Tag mehr und mehr. Im nächsten Monat sollen wir mit ihm auf's Land

(in den Taunus nach Soden) und der Arzt glaubt, daß da auch die letzten Spuren des Uebelbefindens vergehen werden. Das Kind war aufgegeben, und auch wir glaubten zu sehen, daß keine Rettung mehr möglich sei; jetzt denk' Dir unsre Freude! Wir Anderen sind munter, freuen uns des Frühlings und genießen ihn in dieser wonnigen Natur recht von Herzen. Ueber die pelzigen Kastanienknospen habe ich bereits wieder sehr viel nachgedacht, aber ich verstehe es doch noch immer nicht ganz: wie so ein Baum wächst. Die Naturgeschichte erklärt es ebenso gut, wie der Generalbaß die Musik. In letzterer bin ich fleißig, und habe zum erstenmale seit langer Zeit das Glück, recht ruhig leben und arbeiten zu können — was das für ein Glück ist, lerne ich jetzt erst recht einsehen; wenn man nicht blos eine freie Stunde, oder dann und wann einen freien Tag, sondern eine ganze Reihe freier Tage zur Arbeit vor sich hat, dann kommt erst das rechte Vergnügen (an der Arbeit sowohl wie an den Tagen) und ich kann an meiner Musik und an Frau und Kindern, und an mir selbst erst dann so rechte Freude haben, wenn die Freude ohne Hetze ist, wie hier jetzt.

So habe ich denn mancherlei Neues gemacht, zuletzt ein Trio für Piano mit Violine und Baß, auch wieder eine Symphonie angefangen und mancherlei Gesangsachen; auch ein neues Heft Lieder ohne

Worte kommt in diesem Jahre heraus, und sechs Sonaten für die Orgel. Auch die Chöre zum „Oedipus in Kolonos“ sind fertig, und hoffentlich viel besser, als die zu „Antigone“. Aber wie Du sagst, vor Allem möchte ich gern eine Oper machen, und oft sehne ich mich gar sehr danach. Am Tage, ehe Dein Brief kam, hatte ich an einen Freund geschrieben, daß ich mir oft deswegen Vorwürfe mache, besonders wenn ich (wie hier diesen Winter) neue deutsche und andre Opern höre, daß mir dann sei, als wäre ich verpflichtet, auch mit anzufassen und mein Votum in Partitur zu setzen — und dazu bin ich auch verpflichtet, aber dennoch hängt es nicht von mir ab. Ich habe einmal, wie es scheint, das Talent nicht, mir ein Scenarium selbst zusammenzusetzen (denn es handelt sich nur ums Scenarium, die Verse kann ich nicht allein gut bekommen, sondern auch wohl schlechte componiren, das ist's nicht); seit ich hier bin habe ich meine freien Stunden täglich zu Lectüre benutzt und versucht, mir daraus einen scenischen Stoff zu bilden. Den ganzen Zschokke, allerlei Geschichtswerke &c. habe ich in dem Sinn durchgeackert — es hilft mir aber nichts, ich habe die Anlage dazu nicht. Das wollte ich Dir aber vor drei Wochen schreiben und einen rechten Stoßseufzer dazu setzen, und Dir sagen: wenn Du mir nur endlich helfen wolltest! Ich habe einmal das Vertrauen, daß Du es kannst, und ich

denke mir, bei Deiner jetzigen Uebersicht des Repertoirs, bei der täglichen Beschäftigung und Anordnung damit, müssen Dir eine solche Menge Stoffe, alte und neue, durch den Kopf gehen! Wenn Du dabei nun einmal dächtest: Halt, das wäre wohl gut zu einer Oper, und wenn Du mir den Stoff auf zwei Seiten in einen Brief schriebest, da hättest Du meinen Wunsch erfüllt! Mehr als den Stoff und das allerroheste Scenarium, d. h. die Eintheilung, was in jedem der drei Acte ungefähr vorgehen solle, mehr wünsche ich mir gar nicht, mehr möchte ich gar nicht, das wiederhole ich Dir. Habe ich das, so habe ich die Oper; denn erkennen kann ich sie wohl in diesen Grundlagen, aber die selbst machen kann ich nicht. Wie wollte ich mich freuen, wenn gerade Du mir dazu verhelfen wolltest! Hiesige Poeten kenne ich nicht, und mit solcher Absicht Bekanntschaften machen, geht nicht und hilft nicht; ich habe zu schlimme Erfahrungen darin gemacht, und einen schlechten Text (d. h. Stoff) will und mag ich nun einmal nicht in Musik setzen. Sieh zu, ob Du Rath für mich weißt, oder schaffen kannst. Die Arbeit des Textes, wie gesagt, will ich mir verschaffen, oder mir selbst machen, aber die Grundlinien! das ist's! Deutsch müßte es sein, und edel und heiter; sei es eine rheinische Volkssage, oder sonst ein ächt nationales Ereigniß oder Mährchen, oder ein rechter Grundcharakter

(wie im „Fidelio“). Es ist nicht Kohlhas und nicht Blaubart, oder Andreas Hofer oder die Lore Ley — aber etwas von alle dem könnte dabei sein! Kannst Du mir daraus einen Vers machen? Aber ich meine ja keinen Vers, ich meine ein Scenarium.

Ich wollte, Du hülfest mir dazu!

Nun noch eine Menge Grüße von mir und meiner Frau an die Deinigen, und an Deine Schwägerin. Die „Verirrungen“ hoffe ich nächste Woche zu sehen, bis jetzt kenne ich sie nur vom Lesen, da ich die beiden ersten Vorstellungen hier nicht habe besuchen können; man sagt auch freilich, es werde nicht gut gegeben, aber dennoch soll es Senatum populumque Francf. außerordentlich ergötzt haben. Grüße mir Bendemanns, Hübners und Franks wieder mal und herzlich, und bleibe gut Deinem

Felix M.-B.

Wie ihn aber dieser Operngedanke unablässig quälte, beweist ein andres Blatt:

Bad Soden bei Frankfurt a./M.
den 2. Juli 1845.

Lieber Eduard Devrient. Ich habe recht auf eine Antwort von Dir auf meinen vorigen Brief gewartet, aber es ist noch immer keine gekommen. Kannst Du mir nicht bald eine schicken? Es ist mir

dieser Tage wieder so zu Muthe gewesen, als müßte ich in ein Paar Monaten eine rechte Opernpartitur zusammengeschrieben haben, und als müßten darin recht frische, vaterländische Chöre, und allerlei feurige und stille, und süße Arien und Einzelgesänge nur so mit einander wetteifern. Aber dann fiel mir wieder bei, daß das Beste dazu fehlt: der Faden, an den sie gekettet werden müssen, und darum schreibe ich Dir heut Abend und frage: wie steht's? Hast Du Nichts für mich gefunden? Ist Dir nichts Schönes, Deutsches für Musik eingefallen? Sag einmal!

Die Meinigen sind Gottlob wohl, und ich hoffe von Dir und den Deinigen ein Gleiches. Immer

Dein

Felix M.=B.

Wenn man dies über zehn Jahre lange schriftliche und mündliche immer gleichlautende Drängen um einen Operntext übersieht, so erscheint es von mir wenig freundschaftlich, daß ich ihm nicht längst den Willen gethan. Wenn man aber sein Verlangen genau ansieht, so wird man finden, daß er nur scheinbar so Wenig, in der That aber ausnehmend Viel verlangte.

Er wollte Nichts als ein Scenarium auf zwei Seiten, aber ein gesundes Scenarium, aus einem glücklich gefundenen Stoff geformt, ist ja die Haupt=

sache an einem dramatischen Gedichte, ist das ganze Drama. Solch ein Scenarium zu weiterem Verfahren in andre Hand zu geben ist sehr bedenklich, denn von der Art der Ausarbeitung einzelner Scenen hängt oft der ganze Verlauf der Handlung ab; und wird der zweite Bearbeiter die ursprüngliche Intention so leicht finden und befolgen können? Dies Verfahren also, das Felix im Auge hatte, ist überaus schwierig.

Und welche Bedingungen stellte er überhaupt an den Opernstoff! Ich hatte keine Aussicht, sie zu erfüllen. Hatte ich ihm doch nach und nach, außer dem Heiling, die Sagen vom Blaubart, vom Drosselbart, vom Bisamapfel, von der Lurley, einen selbsterfundnen Stoff von zwei Freunden, deren Entzweiung und Versöhnung sich in Deutschland, im italienischen Carneval und in den schweizer Alpen abspielen sollte, dann den Kohlhas, den Andreas Hofer und einen Vorgang im Bauernkriege vorgeschlagen, hatte ich doch an jedem einzelnen versucht, ihm die musikalisch ergiebigen Seiten hervorzuheben, und keiner hatte seinen vollen Antheil gewinnen können. Zudem lag mir, seitdem ich selbständige Dramen auf die Bühne gebracht, das Gebiet der Opernerfindung ferner, und die in Dresden übernommenen Arbeiten ließen mir nicht Zeit und Muße dazu; dennoch nahm ich mir vor, so bald als es mir möglich, durch Auf-

stellung eines Scenariums ihm wenigstens meinen guten Willen schwarz auf weiß zu zeigen.

Fast wäre Felix auch in Beziehung zum sächsischen Hofe, in verwirrende Unterhandlungen gerathen.

Nachdem er nämlich von den Berliner Verbindlichkeiten frei geworden, war der Wunsch bei dem Könige von Sachsen erregt worden, Felix öfters in Dresden zu hören, auch hoffte man ihn für die Direction einzelner Musikwerke zu gewinnen. Der Minister von Falkenstein, welcher Felix' Wiederkehr nach Leipzig betrieben hatte, war in Berührung von Functionen in Dresden mit der Vorsicht und Zartheit verfahren, welche alle Beziehungen sächsischer Behörden zu Mendelssohn charakterisirt haben. Dem Geheimrath von Lüttichau, dem als General-Director der Königlichen Kapelle Mendelssohn's Stellung überwiesen werden sollte, und der, nach des Königs Willen, den Gehalt dafür aus dem Kapellfond anzuweisen hatte, mußte daran gelegen sein, die erhoffte Wirksamkeit Mendelssohn's präcisirt zu sehen. Aber er war — als Felix einige Tage des December 1844 in Dresden zubrachte, auch nur sehr leise mit seinen Wünschen gegen ihn herausgegangen, hatte ihn dann

verfehlt, als Felix am 26. August 1845 wieder Dresden besuchte. Das Alles theilte er mir mit, als ich am 11. September bei ihm auf seinem Landhause in Pillnitz war. Er wünschte natürlich die Unterhandlung ausschließlich in die Hand zu bekommen, fürchtete, Herr von Falkenstein habe sie nicht auf die wesentlichen Punkte gelenkt; denn er hegte den stillen Plan, Felix mehr und mehr an Dresden zu fesseln, ja er ging auf mein rasch hingeworfnes Project: das Conservatorium hieher zu verlegen und eine Theaterschule daran zu knüpfen, mit lebhaftem Eifer ein, denn er begriff: daß ein solches umfassendes Bildungsinstitut gerade in Dresden, inmitten so mannigfacher künstlerischer Anregungen, von großer Wichtigkeit für Deutschland werden könne. Er ersuchte mich, die Vermittelung der hiesigen Stellung Mendelssohn's zu übernehmen, und ich setzte mich des nächsten Tages mit ihm in Verbindung. Ich schrieb ihm, die Sache betreffend:

„Lüttichau hat mir von den Unterhandlungen mit Dir gesagt, weil, wie er glaubt, durch Freundesvermittelung vielleicht eher eine Differenz auszugleichen sein möchte, die, wie er fürchtet, durch den Minister von Falkenstein kann erzeugt worden sein. Er bedauert sehr, daß er nicht in Dresden gewesen, als Du kürzlich hier warst, er befürchtet, daß die bruchstückweise Mittheilung seines Schreibens an den Minister

Dich unbefriedigt gelassen haben möchte; besonders in Hinsicht auf Deine Stellung zu den hiesigen Kapellmeistern, die er ganz entschieden gesonnen ist Deinen etwaigen Wünschen gemäß einzurichten. Obschon es ihm leid ist, daß Du die Verhandlungen aus der directen Beziehung zu ihm dem Minister zugewandt hast, wünscht er dennoch lebhaft, Alles thun zu können, um Dich für Dresden zu gewinnen, er sagt, daß der König mit besondrer Freude auf die Verwirklichung dieses Planes sähe.

Er hat mir also den Auftrag gegeben, Dir einen vielleicht bequemeren Weg: die Angelegenheit weiter zu bringen, durch mich zu eröffnen. Du kannst mir nun rund heraus sagen, was Dir im Wege ist, oder wie Du die Dinge möchtest gestaltet sehen. Was er mir von den Dir gebotenen Möglichkeiten zu einer Wirksamkeit hier und in Leipzig gesagt, zeigt wieder ein buntes Allerlei, aus dem Du Dir zusammenzufügen hättest, was Du brauchen kannst; indessen liegt wiederum auch Alles offen und die Verhältnisse hier geben Dir freiere Disposition als in Berlin. Aber ich will nicht wieder zureden, wie ich es vor drei Jahren in Berlin gethan und später genugsam bereut habe.

Sage mir nur, lieber Felix, ob und wie ich in dem schönen Vorhaben nützen kann, Du weißt" u. s. w.

— — —

Er antwortete:

Leipzig, den 15. September 1845.

Lieber Eduard, hab vielen Dank für Deine freundlichen Zeilen, die mir nach Berlin geschickt wurden, während ich wieder hieher reiste, und die ich nun gestern von dort zurückerhielt. Eigentlich hätte ich Dir am Liebsten mündlich darauf geantwortet, aber ich kann jetzt nicht wieder, zum vierten Male in vierzehn Tagen, von Hause weg, so gerne ich persönlich das Mißverständniß aufklärte, das Deinen Zeilen zum Grunde zu liegen scheint. Daß es ein Mißverständniß ist, spricht sich mir am Deutlichsten darin aus, daß Du mir sagst: es sei Herrn von Lüttichau leid, daß ich die Verhandlung über meine künftige Stellung dem Minister zugewandt habe ꝛc. — Dies ist aber niemals geschehen, sondern Herr von Falkenstein, der mich seit drei und vier Jahren immer schon nach Leipzig zurück haben wollte, der mir damals mündlich und schriftlich Anträge in dieser Beziehung machte, die ich wegen meiner Berliner Verhältnisse nicht annehmen konnte, der schrieb mir (ohne daß ich ihn dazu aufgefordert oder darum gebeten hätte, das kannst Du Dir denken) am 5. Juni dieses Jahres plötzlich wieder nach Soden und fragte mich, ob ich jetzt wieder nach Leipzig zurückkehren könne. Hierauf hatte ich, wie natürlich, zu ant-

worten, so wie auf seine folgenden Briefe; daß es aber nicht in meiner Hand lag, diese oder irgend eine andre Verhandlung darüber ihm oder Herrn von Lüttichau zuzuwenden, sondern daß ich ganz einfach zu antworten hatte auf das, was ich gefragt wurde, das kannst Du Dir wohl jetzt aus der ganzen Sachlage erklären.

Da mir nun Herr von Falkenstein im Namen des Königs schrieb, daß ich hieher, in meine frühere Wirksamkeit und Thätigkeit, zurückkehren solle, da er mich ausdrücklich versicherte, daß meine (allerdings fast nur nominelle) Anstellung in Berlin, die ich unter keiner Bedingung aufgeben würde, gar kein Hinderniß dabei sei, da zugleich Alles, was er von Geschäftlichem mir mittheilte, ganz meinen Wünschen entsprach, so bin ich hieher zurückgekehrt und habe angefangen, mich wie früher einzuwohnen und einzuarbeiten. Außer den früheren Verpflichtungen, die ich zu übernehmen hatte, erwähnte Herr von Falkenstein auch noch der, daß ich beim Könige in Dresden und auf dessen Aufforderung Musik zu machen, namentlich Clavier zu spielen haben würde — und Herr von Lüttichau machte mir bei meiner Anwesenheit im letzten December einen ähnlichen ehrenvollen Vorschlag, darauf ich ihm erwiedert hatte, daß ich zu Allem, was Spielen oder Musikmachen als Privatmann beträfe, sowohl beim Könige, wie sonst in

17*

Dresden, mit tausend Freuden bereit wäre, während ich freilich nicht im Stande sein würde, in irgend ein officielles, amtliches Verhältniß dort zu treten; was noch dazu dem dortigen Musikwesen, so wie ich es kenne, geradezu schädlich sein würde. Da auch Herr von Lüttichau mit dieser meiner Antwort vollkommen einverstanden und zufrieden schien — so erkannte ich in dem, was mir Herr von Falkenstein in der Beziehung schrieb, blos einen neuen Beweis der freundlichen Gesinnung des Herrn von Lüttichau, seines oft bewiesenen Wohlwollens für mich, und war ihm dafür recht innerlich dankbar. Was das nun aber eigentlich für ein Mißverständniß ist, das Deinen Brief veranlaßt hat, was für Wünsche, die ich haben soll (und von denen ich selbst eigentlich nichts weiß), das ist mir nicht klar, und am Liebsten möchte ich das, wie gesagt, mündlich fragen, da ich mit Schreiben über diese Sachen nun wahrhaftig lahm geworden bin und nicht recht weiter kann — aber verreisen kann ich in diesem Augenblick auch nicht. Also bitte ich Dich, theile Herrn von Lüttichau aus diesen Zeilen soviel mit, als Du für recht und dienlich hältst, sage ihm aber in jedem Falle, wie herzlich dankbar ich ihm dafür bin, daß er mir jederzeit und auch diesmal wieder ein so freundliches und gütiges Wohlwollen beweist, daß er das gerade dadurch beweist, indem er Dich zu Deinem Briefe veranlaßte, und daß ich eine

solche Güte und Freundlichkeit von ganzem Herzen erkenne und zu würdigen weiß.

Immer Dein
Felix M.-B.

Sehr wohl erkannte ich aus Lüttichau's Mittheilungen und diesem Briefe, daß die Angelegenheit selbst, nach beiden Seiten hin, noch sehr unreif sei und ihre Zeit abgewartet werden müsse. Zunächst wurde sie auf mündliche Besprechung verschoben.

Indessen suchte ich Felix' dramatisches Talent in maßgebenden Kreisen noch einleuchtender bekannt zu machen, als es durch die Chöre zu „Antigone" und die Musik zum „Sommernachtstraum" geschehen war, ich veranstaltete gesellschaftliche Aufführungen des Liederspieles, die große Sensation erregten und die stillen Wünsche: Mendelssohn hieherzuziehen bedeutend erwärmten. Ich konnte ihm recht befriedigt davon schreiben, als ich ihm seine Unterschrift der Petition abforderte, welche Dichter und Componisten in Sachsen an den Landtag richteten, um auf die Fassung des Gesetzes über das geistige Eigenthum zu wirken. Er antwortete am 11. December 1845:

Mein lieber Eduard!

Heut muß ich eigentlich weiter Nichts thun, als Dich um Verzeihung bitten, daß ich Dir nicht vor

vierzehn Tagen schon geschrieben habe. Aber es war wirklich nicht möglich, und daß ich's gern gethan hätte, weißt Du ja ohnehin; der trouble, in dem ich in Berlin diesmal lebte, war durch die beiden Aufführungen des „Oedipus" und der „Athalia", nebst den dazu gehörigen Proben, Hofconcerten, sonstigen Geschäften und geselligen Verpflichtungen so groß, daß ich tagelang keine Minute für mich hatte, und an Correspondenz nicht denken konnte. Heut komme ich zum erstenmale wieder in Ruhe über die Briefe, die aus den vorigen Wochen da liegen, und schäme mich nicht wenig, indem ich Deine liebe Handschrift darunter sehe! Sei mir nicht bös! Es ist nun freilich zu spät zur Unterzeichnung der Petition, von der der eine Brief handelt, aber es ist nicht und niemals zu spät, Dir für die viele Güte und Liebe zu danken, die Dein andrer Brief enthält. Du weißt wohl von alter Zeit her, daß mir nichts Lieberes in der Welt begegnen kann, als wenn Einer, wie Du bist, mir was Freundliches über meine Musik sagt; daß mir das höher steht und mir mehr Freude macht, als Alles, was man sonst Erfolg und Anerkennung zu nennen pflegt; daß ich auch weiter keinen Ehrgeiz habe als den, mir solche Zufriedenheit und so gute, freundliche Worte verdienen zu können. Hab denn Dank dafür, daß Du mir so geschrieben hast!

Und wenn Dir Weiteres vom Bauernkrieg ein=

Digitized by Google

fällt, so schreib es mir, und möge es Dir bald einfallen! Ich habe jetzt wieder so rechte Lust zu einer Oper. Die Jenny Lind hat mir so zugeredet, ihr eine zu schreiben, und für die möchte ich gerne was recht Gutes componiren, und sie wird es gut singen, und das wäre wohl hübsch. Sieh zu, daß Du mir dazu verhilfst. Du wirst mich am Ende Cato nennen und diese Art Briefschluß einen denique censeo. Viel Anderes ist es auch nicht, und endlich ist Carthago doch zerstört worden 2c. 2c.

Grüß alle die Deinen tausendmal von

Deinem

Felix M.-B.

Als im Februar 1846 die Vorgänge, welche meinen Rücktritt von der Oberregie begleiteten, mich einiger Tage der Entfernung und Sammlung bedürftig gemacht hatten, ging ich zu Felix nach Leipzig und fand bei ihm, was ich brauchte, Verständniß und Mitgefühl bis in's Kleinste, Rath und Ermuthigung, und das Alles in seiner zarten und wohlthuenden Weise. Von diesen hilfreichen Eigenschaften hatte er nicht das Mindeste eingebüßt.

Sein Familienleben fand ich in seiner Opulenz behaglich und beruhigend; um die stille, schöne Cäcilie

die frischen, hübschen Kinder, deren eigenthümliche Entwicklung sich früh entschieden, aber keines besonders merkliche musikalische Fähigkeiten zeigte. Felix selbst unablässig fleißig, nach meiner Meinung zu angestrengt, um nicht für die Ausdauer seiner Gehirnnerven — denen er schon in früher Jugend so starke Zumuthungen gemacht hatte — Besorgniß zu erregen.

Ich traf ein Gewandhausconcert und darin die neunte Symphonie von Beethoven. Felix' Direction ließ mich zum erstenmale das seltsame, kolossale Werk ganz verstehen, so klar gesondert und gruppirt waren die Massen, so sicher interpretirt der Zusammenhang der Details.

In diesen zwei Tagen, die ich mit Felix verlebte, wurde ich der Veränderung deutlich gewahr, die mit der Grundstimmung seines Seelenlebens vorgegangen war. Die blühende, jugendfrische Heiterkeit war einem gewissen Ueberdruß, einer Erdenmüdigkeit gewichen, welche die Dinge anders widerspiegelte als sonst.

Seine Direction der Concerte, Alles, was Geschäftliches daran hing, belästigte ihn unerträglich; zum nächsten Winter wollte er die Concerte gänzlich Gade's Leitung übergeben. Das Conservatorium freute ihn nicht mehr, er gab den Clavierunterricht an Moscheles ab; kein einziger von den jungen

Compositionsschülern flößte ihm Antheil ein, unwirsch und verdrießlich erklärte er sie alle für talentlos, sagte mir: er möchte ihre Arbeiten nicht mehr ansehen, sie alle gäben keine Hoffnung für die nächste Epoche der deutschen Musik.

Ihn selbst hielt seine, zur zweiten Natur gewordene Thätigkeitsgewohnheit zum unablässigen Componiren an, er nannte es: seine Pflicht thun; ich meinte aber — abgesehen von der Gesundheitsrücksicht —, daß er seine Pflicht besser erfülle, wenn er weniger schriebe und auf die guten Stunden der Erfindungskraft warte, die jetzt wohl seltener kamen, als sonst. Ich fand in letzter Zeit, daß er anfange in seinen Compositionen sich zu wiederholen, ältere Meister, namentlich Sebastian Bach, unwillkührlich zu copiren, mit einer gewissen Gewohnheitsmanier zu schreiben. Ich sagte ihm das, und er war nicht empfindlich darüber, weil er mich ganz im Irrthum glaubte, und geringschätzig von den besonders abgewarteten und zurechtgelegten Einfällen dachte; wenn es einem ums Herz sei: Musik zu machen — sagte er —, so sei der unwillkührlich sich bietende Einfall der rechte, auch wenn er nicht frappant und neu sei, oder wenn er auch nach Sebastian Bach klinge; es werde das dann wohl so sein müssen.

Dazu wollte mir nun seine strenge Kritik über seine fertigen Arbeiten und die Geneigtheit, sie abzu-

ändern, nicht recht passen, ich meinte: er verwechsle seinen Thätigkeitsdrang mit dem Schöpfungsdrange.

Meine damalige Meinung habe ich, den meisten Arbeiten seiner letzten Jahre gegenüber, nicht ändern können, selbst beim „Elias“ ist mir's so ergangen. Wenn auch dies Werk Schönheiten der besten Epoche seines Meisters zeigte, erschien mir doch auch Manches erarbeitet, die Mühe war mir merklich, und den frischen Strom der Anschauung und Empfindung, der den „Paulus“ trägt, mußte ich vermissen.

Auch der Festgesang mit Schiller's Worten: „Der Menschheit Würde ist in eure Hand gegeben“ u. s. w., den er zu Pfingsten dieses Jahres beim deutsch-flämischen Musikfeste aufführte, und den ich bald darauf in Dresden — ohne den bestechenden Klang von 3000 Singstimmen — hörte, bestätigte mir meine Meinung.

Um so dringender wünschte ich: daß er endlich dazu gelangen möge, eine Oper zu schreiben. Dabei würde — ich war davon überzeugt — eine noch zu wenig benutzte und darum frischquellende Ader seines Schöpfungsvermögens angeschlagen werden; sein feiner und richtiger Verstand, seine charakteristische Auffassungsgabe versprachen die ausgiebigste Verwendung. Wir hatten in Leipzig wieder den Stoff aus dem Bauernkriege besprochen und obschon ich mich schon in die Bearbeitung meiner „Geschichte der deutschen Schauspielkunst“ vertieft hatte, ging ich doch

daran, ein Scenarium aufzustellen, von dem ich ihm am 13. April Genaueres über Situationen und Charaktere schreiben, auch ihn über seine wesentliche Ausstellung: daß die Oper der „Stummen von Portici“ ähnlich sehen würde, beruhigen konnte.

Indessen hatte Felix Gelegenheit gefunden, mit Geibel den Loreleystoff in Betracht zu ziehen, dieser sagte mir davon, als er im April nach Dresden kam und bat mich um meinen Rath bei der Arbeit, den ich ihm willig zusagte.

Obschon ich meine eigene Arbeit nun als eine vergebliche ansah, sandte ich doch, um meine Bereitwilligkeit zu bethätigen, mein Scenarium an Felix, fügte aber hinzu, daß ich besseres Vertrauen zu Geibel's Unternehmen habe, welches mir nach seinen Mittheilungen sehr wohl gefiele, daß man bei diesem Dichter über den schönen und componiblen Wortausdruck außer Sorge sein könne, ich darum sehr gerne — wenn es ihm recht sei — bei der dramatischen Formung behilflich sein wolle.

Er antwortete auf meine Zusendung:

Leipzig, den 9. Mai 1846.

Lieber Eduard!

Habe meinen Dank für den Brief und die Sendung! Vor Allem dafür, daß Du meiner so treulich gedacht hast und daß ich nun fest auf die Er-

füllung eines alten, langjährigen Wunsches hoffen darf; dann aber gleich auch für das viele Schöne und Gute, das in Deinem Entwurf ist, und das mich so sehr gefesselt und angezogen hat!

Du willst, ich soll Dir ausführlich darüber schreiben, aber eigentlich hast Du Alles, was ich darüber zu sagen habe, in Deinem Briefe schon gesagt und gefühlt; nur daß Du von „einzelnen Situationen sprichst, die Du im Sinne hast", und die sich gut ausnehmen würden, und daß ich deren schon eine Menge hier aufgezeichnet finde, an deren Wirksamkeit und Lebendigkeit ich gar keinen Zweifel habe!*) Der erste Anfang (nebenbei gesagt fast die ganze Person der Bäuerin Catharina), fast der ganze zweite Act, vor Allem aber die Scene, wo Catharina fortgeht und er allein bleibt und dann die Gräfin kommt; dann auch der Schluß dieses Actes; die Scene der beiden Männer zu Anfang des dritten Actes, die Trinkscene, wo der Graf zuerst als Mönch erscheint — alles das sind herrliche, treffliche Momente und so musikalisch und so dramatisch.

Du sagst: die Gruppirung des Schlusses müsse anders sein, aber jedenfalls muß er doch wohl tragisch

*) Obschon die Unbekanntschaft mit der Arbeit ihre Besprechung undeutlich macht, habe ich sie doch nicht unterdrückt, um Mendelssohn's Art der Kritik zu zeigen.

bleiben, darin waren wir ja einverstanden. Dann sagst Du zweierlei Tadel: 1) der historische Ballast sei noch zu groß und dürfte dem Unternehmen hinsichtlich der Zeitereignisse in Galizien, Communismus ꝛc., nicht förderlich sein; 2) das Total wolle Dir noch immer nicht behagen. — Darauf erwidre ich: wenn das, was Du historischen Ballast nennst, kleiner werden kann, wenn von diesen Farben ein beträchtlicher Theil wegfallen kann, so wüßte ich nicht, was dann am Total noch zu tadeln sein dürfte. Denn das ist das Einzige, was mir beim Totaleindruck nicht günstig wirkt — die Menge von Freiheits-, Knechtschafts-, Social-Zustände betreffenden Motiven durch das ganze Stück. Aber kann das gemindert werden?

Das würde ich allerdings für ein Glück, ja für nothwendig halten, daß nicht so fortwährend, nicht so unbedingt diese Tendenzen hineinspielten. Gerade das, was Andre darin anziehen würde, macht mir diese Färbung unerwünscht, die augenblickliche Geltung, meine ich, die sie jetzt auf der Bühne und in der Literatur hat. Wo die Färbung nothwendig ist, warum da nicht? da giebt's keine Rücksicht, aber wo sie nicht nothwendig ist, da um Gotteswillen nicht, denn da ist's dann das schlimmste Streben nach Effect, das Liebäugeln mit der Masse. — Ist sie nun also hier und da wegzuwerfen, wie Du sagst, so wäre

es schon um deswillen gut; auch ist's gar zu oft dagewesen seit zehn Jahren; auch würde es wirklich, wie Du sagst, der Aufführung gewiß im Wege stehen; auch erinnert Einzelnes, namentlich der Schluß des ersten Actes, mich immer noch an die „Stumme".

Wie fein es aber in allen solchen Dingen zugeht, sah ich auch hierbei: in der Catharina kommen doch alle diese „Tendenzen" fortwährend zur Sprache, aber da stören sie mich niemals, (außer vielleicht in der Anlage des ersten Liedes), bei der kommt mir Alles natürlich und nothwendig vor, eben weil der ganze Charakter dazu gehört. Und weil ich wieder weiß, daß Du diese ganze Figur erst neuerdings dazu erfunden hast, so sehe ich wieder, daß der Erfindung Alles leicht glückt, was dem Demonstriren und Raisoniren nicht möglich scheint. Und so hoffe ich wird sich's auch weiter beweisen.

Noch ein Paar einzelne Stellen möchte ich erwähnen, die mir weniger zusagten, z. B. gleich nach dem Anfang das Motiv mit dem Wettschießen. Auch hängt damit ein andres zusammen, daß mir der Bruder der Gräfin ein gar zu fataler Gesell ist; hier hat er gar zu wenig Anlaß, den Konrad in den Thurm zu werfen; und auch sein letztes Betragen in der Mönchskleidung, wie er die Bauern abspenstig macht, ist gar zu widerwärtig. Da das Stück Ritter und Bauer heißt und auch dem Sinne

nach so heißen muß, sollte der Ritter wohl anders repräsentirt dem Bauern gegenüberstehen, sonst wird gerade jene Zeit-Tendenz, jene captatio benevolentiae, die wir ja beide nicht lieben, daraus sprechen und uns verstimmen. Schaff Rath! — Das Einzige, was mich im zweiten Acte stört, ist, daß mir die Gräfin gegen den Schluß auch ein wenig zu sehr zeitgemäß, zu sehr didaktisch wird — oder hast Du Dir da nur Motive angegeben, die in der Aufführung durch wenige Worte auszusprechen wären? Denn sie selbst darf und kann in solcher Zeit, in solcher Aufregung nicht allzuviel Gewicht auf die Mesalliance legen. — Was sagst Du nun zu dem Allen? — das sage mir bald; und schreibe mir bald wieder.

Du willst noch dazu Geibel zu seiner Dichtung behilflich sein? Wie gut und freundlich ist das von Dir! Gefällt Dir denn das, was er bis jetzt gemacht hat? Aber vor allen Dingen, laß Dich nur nicht etwa auf solche Art in Deinen eigenen Gedanken stören, denn sonst könnte leicht das Ende vom Liede sein, daß ich keines von beiden Gedichten bekäme — und eines möchte ich jetzt gar zu gern bald haben; noch lieber zwei.

Nun schreib mir bald wieder, grüß die Deinigen; lebe wohl und habe tausend herzlichen Dank von

Deinem

Felix M.-B.

Eine weitere Beschäftigung mit meinem Scenarium mußte mir aussichtlos erscheinen, einen Vorgang aus dem Bauernkriege bearbeiten und dabei die damaligen Zeittendenzen umgehen, war nicht wohl thunlich. Fruchtbringender für Felix erschien mir Geibel's Arbeit, und gern ging ich ihm zur Hand dabei. Bald aber erkannte ich, daß das Drama — und gar in der knappen Opernform — dem Dichter noch sehr fern lag; was er machte, ging überall auf Romanze und Lied hinaus. Da ich den Stoff schon durchgedacht, vermochte ich ihm eingehend zu folgen und seine Erfindungen zu ergänzen, und so formten wir die großen Gruppen der Handlung in drei Acte, dergestalt, daß nur im letzten eine Sceneverwandlung nothwendig wurde und ich die besten Aussichten für das Gelingen der Arbeit hatte. Als Geibel mir aber nach vierzehn Tagen den ersten Act brachte, den ich sehr schön in Vers und Ton gehalten fand, aber in der Opernform noch gar nicht abgerundet, da trat mir die Nothwendigkeit einer persönlichen Verständigung mit Mendelssohn hervor. Ich schrieb an ihn am 14. Mai: es sei jammerschade, wenn aus dieser Arbeit nicht etwas ganz Gutes würde, daß darum Alles daran gesetzt werden müsse: seine eigentliche erste Oper zu Stande zu bringen. „Einige meiner Vorschläge", schrieb ich, „glaubt Geibel in Widerspruch mit Deinen Wünschen, ich aber glaube, er hat Dich

mißverstanden. Wenn er nun, mit wirklichem Nutzen für Dich, fortarbeiten soll, so mußt Du Dich aufs Genaueste mit dem Scenarium, der Motivenfolge und der Stellung der Musikstücke einverstanden erklärt haben, sonst zerrt Ihr noch Monate lang umher und die Sache bekommt keine sichere Form. Geibel wollte zu Dir nach Leipzig gehen, aber er wird Vieles gegen Dich nicht rechtfertigen, die Dinge nicht plausibel machen können, da er noch zu wenig Erfahrung in diesen Arbeiten hat, überall schwankt, und in seiner Bescheidenheit sich leicht besiegt giebt. Mir scheint es daher für die Sache dringend nothwendig, daß Du auf einen Tag herauf nach Dresden kommst. Wollt Ihr dann in meinem Beisein das Scenarium genau besprechen und feststellen, so kann meine Erfahrung Euch die Dinge sogleich praktisch vor die Augen rücken, und wir werden das Werk so sicher stellen können, daß Geibel für die weitere Ausführung an meinem Beirathe genug haben wird, bis es darauf ankommt, Dir in die Hand zu arbeiten.

„Du hast ja Vertrauen zu mir in diesen Dingen", schloß ich, „thu es, komm herüber, die Arbeit geräth sonst nicht in zuverlässigen Gang."

Felix antwortete am nächsten Tage.

Leipzig, den 15. Mai 1846.

Lieber Eduard!

Tausend Dank für Deinen Brief, aber es ist schlechterdings unmöglich, daß ich in diesen Tagen nach Dresden komme, denn heut über acht Tage muß ich zu den Musikfesten am Rhein abreisen, und vorher muß ich den größten Theil meines neuen Oratoriums, an dem ich jetzt Tag und Nacht arbeite, nach England abgeschickt haben, sonst trifft's mit der Zeit nicht. Da darf ich keine Stunde versäumen. — Aber zudem kann ich auch dort mit meiner Gegenwart nicht viel helfen — ich habe mich an der Sache schon viel hin und her bemüht und ich komme und helfe nicht weiter — mein ressort fängt jetzt (da wir über Stoff und Haupt-Eintheilung einig sind) erst wieder mit der Partitur an. Alles wird mir recht sein, wenn's wirklich ächt dramatisch ist; und was ächt dramatisch ist, das will ich nachher auch componiren können, und darum möchte ich gerade, daß auf meine Wünsche gar keine Rücksicht genommen würde, sondern daß Du und Geibel das machtet, was recht und gut ist, und nichts Anderes dabei beabsichtiget. Nur bitte ich Dich, fahr fort, Dich mit so viel Freundlichkeit und Liebe der Sache anzunehmen, und wie ich Dir dafür danke, das weißt Du ja! Kaum kann ich zu diesen Zeilen Zeit finden, so tief

stecke ich in meiner Partitur. Hab Dank! Hab Dank! Du wahrer, guter und treuer Freund!

Dein

Felix.

Dies ist der letzte Brief, den ich von ihm empfangen habe.

Ich bedauerte, daß er abgehalten war, zu uns zu kommen, bedauerte, daß seine alte Abneigung: die Sachen mühsam mit Andern durchzuarbeiten, auch in dieser Angelegenheit mitwirken sollte, und suchte, soweit ich vermochte, sein Interesse bei der Arbeit wahrzunehmen, nicht ohne Sorge, ihn später sehr unbefriedigt zu sehen.

Geibel arbeitete noch bis in den zweiten Act, ich hegte die besten Hoffnungen für das Gelingen des Gedichtes, da rief ihn Kugler, der in Karlsbad war, zu sich. Er glaubte sich über die zweite, schwierigere Hälfte mit mir ganz verständigt zu haben und verließ Dresden.

Felix ging an den Rhein zu den Musikfesten, wieder zurück nach Leipzig, den „Elias“ fertig zu machen, den er im August in Birmingham mit ungeheurem Beifall aufführte.

Nach Leipzig zurückgekehrt suchte er sich nun von öffentlicher Thätigkeit möglichst frei zu machen. Seine Müdigkeit nahm zu, oder vielmehr seine gereizte Abneigung gegen den Wirrwarr des Lebens; wer ihn nicht recht kannte, mochte meinen: er sei vornehm geworden. Am 17. November sahen wir ihn in Dresden, wohin er mit Cäcilie und einigen Frankfurter Verwandten auf einige Tage gekommen war, um die Bildergalerie zu genießen, die Cäcilie noch nicht kannte. Wir sahen uns viel in unserm Hause oder in befreundeten, er nahm lebhaften Antheil an meiner Vorlesung von „Minna von Barnhelm“, und zeigte bei der Besprechung derselben eine erstaunlich genaue Kenntniß des von ihm sehr hochgeschätzten Gedichtes, selbst in kleinen, selten bemerkten Zügen, aber allen Dresdner Freunden war doch die Irritation an ihm auffallend, die ihn zu einer seinem Vater ähnlichen, streitsüchtigen Krittelei brachte. Die politische Gährung jener Zeit war ihm besonders verdrießlich; er hing sich an jede ihrer, freilich zahlreichen Auswüchse, um Unheil davon zu verkünden. Er, der als Jüngling sich einen Radicalen nannte, der noch vor fünf Jahren über Jakoby's „Vier Fragen“ gejauchzt und sich in patriotischer Ekstase geäußert, war nun tief innerlich verletzt und gestört durch das, was jene ersten Befreiungssignale hervorgerufen hatten. Weil ihm die Stimmführer

mißfielen, mißfiel ihm die Bewegung, er wollte, die Dinge sollten sich durch berufsmäßige Autoritäten umgestalten. So wollte er die Sicherstellung der protestantischen Kirche in Sachsen, welche zu jener Zeit die Oeffentlichkeit bewegte, von Landtag und Gemeinden hinweg, an die Theologen gewiesen haben, deren Sache es sei; und er nahm es übel, als ich ihn fragte: ob er denn katholisch geworden sei, und nicht mehr unser allgemeines Priesterthum bekenne? — In allen diesen Dingen beherrschte ihn offenbar eine Irritation der Kopfnerven, welche diese Beunruhigungen seiner Gedanken, gleich einem äußerlichen Geräusch von seinem Arbeitszimmer, abzuwehren wünschte.

Abgesehen von dieser Schwäche war aber sein Denken und Empfinden in allen rein menschlichen Dingen so gesund und stark, wie in seinen frischesten Jahren. Ich erinnere an den Brief an Moscheles vom 26. Juni 1846, in dem er gegen die Verkürzung von zwei englischen Musikern, die sich früher in einem philharmonischen Concerte unpassend gegen ihn betragen hatten und die man jetzt durch Ausschließung vom Birminghamer Musikfeste bestrafen wollte, so energisch protestirt.

So erzählten uns Felix und Cäcilie von ihrem im October erkrankten Diener Johann, und welche

Noth sie hatten, ihren Hausarzt anzuhalten, den braven Menschen sorgfältig zu behandeln. Jener verlangte: der Diener solle ins Spital gebracht werden, weil er nicht Zeit habe, Domestiken auf die Dauer zu behandeln, Felix hatte dagegen dem Arzte erklärt: daß er den treuen Menschen in seinem Hause verpflegt haben wolle, daß dieser ein Mitglied seines Hausstandes, wie ein anderes sei, und daß: ihm die ärztliche Hilfe verweigern, sie seinem Hause verweigern heiße. Das hatte dann geholfen. Aber der Kranke selbst setzte die nachsichtige Güte seiner Herrschaft auf manche Probe. Wie er das Factotum im Hause gewesen, so wollte er auch, von seinem Krankenbette aus, noch Alles anordnen, von Allem wissen. Seine Glocke war immer in Bewegung, Auskunft zu erlangen; ja während einer Tischgesellschaft, erzählte Cäcilie, bei welcher die anderen Domestiken genug zu thun hatten, um ihn entbehrlich zu machen, läutete er unaufhörlich, um zu erfahren: welche Gäste gekommen, dann wer diese oder jene Schüssel hineingetragen, und wie sie aufgestellt worden. „Ich hätte mich grad' an sein Bett setzen müssen", schloß Cäcilie, „um ihm Alles zu erklären." Und Mendelssohns erzählten das mit Lachen, wie man die Unarten eines kranken Kindes mit Nachsicht hinnimmt. Sie rechneten damals noch auf seine Genesung. Daß sie sich getäuscht, und wie Felix von

dem Tode des braven Menschen ergriffen worden, sagt sein Brief an Klingemann vom 6. December.

Den weiteren Verlauf des Winters brachte Felix in Leipzig, unbelastet von den Concertgeschäften, mit seinen Compositionen zu; er bereitete ein neues Oratorium „Christus“ vor. Noch einmal kam er am 27. Februar 1847 nach Dresden zum Hofconcert. Er brachte mir, mit sehr resignirter Miene, das kürzlich von Geibel erhaltene Gedicht zur „Loreley“. „Da ist es“, sagte er, „sieh es an und nenne mich nicht wieder eigensinnig und grillig, wenn ich Dir sage: so kann ich es nicht componiren.“

Freilich fand ich denn, daß die Ausführung nicht nach meinen Erwartungen ausgefallen war, am nächsten Tage mußte ich ihm zugestehen, daß in dieser Gestalt das Gedicht nicht bleiben dürfe. Wir beredeten nun, durch welches Verfahren Abhilfe zu schaffen wäre, wobei es sehr deutlich hervortrat: wie schwer jetzt nachzuholen sei, was mit den abgelehnten früheren Verabredungen versäumt worden war. Felix reiste recht verstimmt über sein stetes Opernunglück ab.

Es war das letzte Mal, daß wir uns gesprochen hatten. Die Absicht, die er seit den Berliner Wirren hegte: sich ein recht ruhiges, behagliches Leben mit

seiner Familie und alten Freunden zu schaffen, beschäftigte ihn jetzt viel. Er wollte den Sommer in Frankfurt zubringen, sich dort ein Haus bauen, den Winter in Berlin bei seinen Geschwistern. Sein Brief an seinen Schwager Dirichlet vom 4. Januar 1847, der diesen abhalten soll, Berlin zu verlassen, zeigt: wie ängstlich besorgt er war, daß keiner von den Seinigen aus dem Kreise scheide, in dem er zu leben wünschte.

Im Frühjahre ging er wieder nach England, begleitete die Triumphe seines „Elias“, leitete im philharmonischen Concerte seine Musik zum „Sommernachtstraum“ und spielte Beethoven's Concert in G dur unter begeistertem Beifall. Nun kehrte er nach Frankfurt zurück, wo er Frau und Kinder fand, um des Sommers mit ihnen recht froh zu werden; da traf ihn, wie ein Wetterschlag aus heiterm Himmel, die Trauerpost von seiner Schwester Fanny jähem Tode.

In vollem Wohlsein und heitersten Leben hatte sie am Nachmittage des 14. Mai im Gartensaale eine Gesang-Probe zur nächsten Sonntagsmusik veranstaltet. Unvorbereitet fühlte sie auf einmal ihre Hände auf den Tasten des Claviers absterben, mußte einem musikalischen Freunde ihren Platz am Flügel übergeben.

Man probirte fort an den Chören der „Walpurgis-

nacht", sie hörte aus dem dritten Zimmer durch die geöffneten Thüren zu, indessen sie die Hände in heißem Essigwasser badete. „Wie schön klingt es", sagte sie wunderbar erfreut, glaubte sich hergestellt, wollte in den Musiksaal zurück, als eine zweite und allgemeine Lähmung eintrat, das Bewußtsein schwand, und sie Nachts um 11 Uhr ausgeathmet hatte.

Der Tod dieser seltenen Frau war von weitreichender Wirkung, aber je enger die Kreise waren, die sich um sie gezogen, um so tiefer und unvergeßlicher empfanden sie den Verlust. Daß die reine Vernunft alle Regungen einer weiblichen Seele so vollständig — nicht beherrschen, viel weniger noch unterdrücken — sondern durchdringen, und das zuverlässigste Gleichgewicht aller Kräfte herstellen kann, daß darüber die kleinlichen Versuchungen der Eitelkeit, des Neides und der Begehrlichkeit allen Raum verlieren, eine solche Erscheinung, wie sie sich in Fanny darstellte, wird sich nicht oft wiederholen.

Daß aber eine solche Persönlichkeit vom werthvollsten Einfluß auf den Kreis ihres Vertrauens und ihrer Liebe sein mußte, begreift sich leicht.

Felix, der ihr von frühester Kindheit an durch die gemeinsame musikalische Entwickelung so eng verbunden, und in der Kunst, die sein Leben durchdrang, ihr immer vertraut geblieben war, Felix mußte den härtesten Stoß in seinem innersten Wesen empfinden.

Digitized by Google

Dem Eindruck davon gesellte sich die ahnungsvolle Sorge, die er schon nach der Mutter Tode aussprach: daß ihr, wie des Vaters und des Großvaters Moses jäher Tod, die Erblichkeit der Gehirnschläge in der Familie anzukünden scheine, und diese Sorge wollte ihm der Tod der geliebten Schwester bestätigen. Er lebte fortan wie unter dem gehobenen Streich des Todesengels und gedachte sich darum immer stiller in den engsten Familienkreis einzubauen.

Nach Baden-Baden ging er mit den Seinen, — sein Bruder schloß sich ihm an, — dann nach Interlaken, das er so besonders liebte. Sein Stillleben mit Frau und Kindern dort schildern seine Briefe des Monat August.

Aber er ließ in der Arbeit nicht nach, als ob er wirken müsse, so lange es Tag ist. Nicht nur das Oratorium „Christus" beschäftigte ihn, er ging auch an die Oper „Loreley", wennschon das Gedicht ihm noch keinen befriedigenden Abschluß bot. Er hoffte, der werde sich noch finden lassen; er wünschte doch der Lind sein Wort zu halten, es drängte ihn, eine Opernarbeit zu versuchen. So entstanden Entwürfe zu einzelnen Musikstücken, es entstand das ausgebildete Finale des ersten Actes, das durch Concert- und Bühnenaufführungen bekannt und zum Zeugniß geworden ist: wie viel die Nation verloren hat, daß

Mendelssohn's wählerische Peinlichkeit seine besten Kräfte zur Thatenlosigkeit verdammt hat.

Es ist eine wahre Hamletstragik in Mendelssohn's Opernschicksal. Achtzehn Jahre lang kann er sich nicht zum Ergreifen eines Stoffes entschließen, weil er das Vollkommene sucht, und als er sich endlich überwindet, an's Werk zu gehen, selbst mit einem zweifelhaften Gedichte, sinkt er mit dem Bruchstück der Arbeit in's Grab.

Im September nach Leipzig zurückgekehrt, machte er seinen Geschwistern in Berlin, zu Ende dieses Monats, einen kurzen Besuch, übernahm dort für den Winter verschiedene Aufführungsverpflichtungen; auch nach Wien hatte er für den November die Leitung der Elias-Aufführung zugesagt, und mit Geibel in Berlin Verabredungen über die Aenderungen des Loreleygedichtes getroffen.

In Leipzig aber, mit Arbeit überhäuft, erlitt er am fünfundzwanzigsten October den ersten Anfall heftigen Kopfleidens.

Noch dachte man nicht an Gefahr, das Leiden ging vorüber, die Möglichkeit nach Wien zu gehen beschäftigte Felix wieder, auch wollte er, um die letzten

Digitized by Google

Differenzen über den Schluß des Loreleygedichtes mit Geibel auszugleichen, mit diesem noch eine Besprechung auf der Hälfte des Weges nach Berlin, in Jüterbogk, haben, die Oper war die letzte Sorge seines Lebens.

Wir wußten in Dresden nur: Mendelssohn sei unwohl gewesen. Am 2. November aber erfuhren wir, er habe einen Rückfall gehabt, liege meistens ohne Besinnung, die Aerzte seien in Sorge. Nun waren wir es auch.

In dieser Stimmung hörte ich am 3. die erste Aufführung, welche die Dresdner Singakademie vom „Elias“ veranstaltet hatte. Was war natürlicher, als daß ich an diesem Abende und im überwältigenden Eindruck des ersten Hörens nur des Freundes Musik — die mir immer wie aus dem eignen Herzen kommend klingt — vernahm, und daß die faßliche Klarheit der musikalischen Gruppirungen, die Meisterschaft in der Stimmführung, die drei- und vierstimmigen süßen Tröstungen der Engel meine Zweifel, die ich am Clavierauszuge über die Behandlung der Heilung des kranken Sohnes, der Erscheinung des Herrn und der Himmelfahrt gefaßt, ganz niederhielten, und daß ich aus jeder Note den Athem des zwischen Tod und Leben ringenden Meisters, schon die Weihe eines höheren Lebens vernahm.

Am nächsten Tage wurden die Nachrichten wider-

Digitized by Google

sprechend, am anderen wieder beunruhigender. Die Wohlthat telegraphischer Nachrichten war noch unbekannt. Am 5. ging ich gegen Abend zu Bendemann, bei dem ich neueste Berichte aus Leipzig erwarten durfte, Clara Schumann kam weinend mit einem Briefe hin, Felix war gestern Abend, am 4. November, gestorben.

Er war der jüngste meiner Freunde, aber unsere Freundschaft war die älteste.

Am nächsten Morgen fuhr ich mit den Dresdner Freunden nach Leipzig, um den letzten Gang mit Felix zu machen. Sein Bruder, der nach dem zweiten Schlaganfalle am 30. October von Berlin berufen worden, berichtete mir den Hergang der letzten Tage.

Felix hatte noch bis zum 3. Mittags auf Stunden heiter mit ihm gesprochen, dann war er unruhiger geworden, Paul und Cäcilie blieben abwechselnd an seinem Bett. Gegen 2 Uhr kam Cäcilie in Angst, um Paul zu rufen, weil sie den Kranken nicht zu beruhigen vermöge. Paul ging hinein, schalt ihn scherzhaft und Felix ging noch darauf ein. Plötzlich wurde er, augenscheinlich durch einen furchtbaren Schmerz im Kopfe, emporgerissen, er stieß, mit angstvoll aufgerissenem Munde, einen scharfen Schrei aus und sank in's Kissen zurück. Es war um ihn geschehen. Von nun an lag er im Taumelschlafe, antwortete nur noch Ja oder Nein und einmal auf Cäciliens zärtliche

Frage: wie ihm sei? — „müde, sehr müde“. So schlief er ruhig bis um 9 Uhr 24 Minuten, da stockte sein Athem, sein Leben war aus.

Hensel, den ich hier, noch ganz zerschmettert von seiner Wittwertrauer, wiedersah, führte mich zur Leiche, deren Aufstellung er geordnet hatte.

In kostbarem Sarge, auf Atlaskissen, rings von hohen Pflanzen umbüscht, von Lorbeer- und Blumenkränzen bedeckt, lag mein lieber Freund da. Altgeworden sah er aus; das Bild des Knaben, wie ich ihn zuerst gesehen, trat mir neben den Sarg. Wie oft war meine Hand durch die langen braunen Locken, über den heißen Kopf geglitten, jetzt lag meine Hand auf der marmorkalten Stirn des Mannes. Eine Spanne Zeit in der Erinnerung, die mir die ganze holde Jugend, die ich in ihm besessen, zu vollendeter und unverlierbarer Gestalt abschloß.

Am nächsten Morgen ließ mich Cäcilie zu sich rufen. Sie kam mir entgegen mit der Zärtlichkeit einer Schwester, weinte sanft und war still und gefaßt wie immer. Sie dankte mir für alle Liebe und Treue, die ich ihrem Felix erwiesen, sie bedauerte mich, daß ich einen so treuen Freund verloren, sagte mir, mit welcher Liebe Felix stets von mir gesprochen. Wir redeten lange von ihm und sie wollte mich nicht fortlassen, so wohl thue es ihr. Sie war sehr bescheiden in ihrem Schmerz, bescheiden und ergeben in

ihren Sorgen um die Erziehung der Knaben. Gott werde ihr helfen, sagte sie ergeben, und die Söhne würden ja auch von des Vaters Trefflichkeit etwas geerbt haben.

Kein schöneres Denkmal war dem Verstorbenen errichtet, als in der gleichgewichtigen starken und sanften Seele seines trauernden Weibes.

Am Nachmittage sammelte sich der ungeheure Trauerzug vor dem Hause und setzte sich gegen vier Uhr in Bewegung. Der Sarg mit schwarzer, reich in Silber gestickter Sammtdecke war mit den in Leipzig gebräuchlichen Liebesgaben der Befreundeten, mit einem Walde von riesigen Palmzweigen, besteckt, die wallend und wehend den Sarkophag zu einer Friedensinsel in dem Menschengewühle machten. Denn alle Straßen und Plätze waren erfüllt von Menschen, alle Fenster besetzt auf dem langen Umwege, den der Zug durch die Stadt und am Gewandhause — der Stätte von Mendelssohn's Wirken — vorüber nahm. Voran zogen die Musiker, ein von Moscheles eilig instrumentirtes Lied ohne Worte von Mendelssohn*) blasend, sechs Geistliche im Ornat schritten hinter dem Sarkophage, dann die Verwandten, die Vorstände der musikalischen Corporationen, dann seine Freunde, deren sich noch im Laufe

*) E moll Heft 5 No. 3.

des Tages viele aus der Ferne angeschlossen hatten; Schubring und ich führten sie. Ein zweiter Zug wurde wieder von Geistlichen angeführt. Es dämmerte schon, als wir vor der Universitätskirche ankamen. Der Sarg wurde vom Wagen gehoben und zufällig dicht vor mir niedergesetzt, die Palmzweige umrauschten dabei meine Stirn, mir war, als flüsterte der Freund mir seinen Gruß: „Meinen Frieden lasse ich Dir"!

In der Kirche empfing die Orgel den Zug mit der Musik aus „Antigone", welche die Leiche des Hämon begleitet. Der schneidende Triller erinnerte mich, daß Felix als Knabe mir erzählte: er sei einem Militairleichenzuge begegnet und die Musik habe an einer Stelle mit einem hohen Triller eingesetzt, der ihm ein schneidender Ausdruck des Schmerzes geschienen. So hatte er ihn, lange Jahre danach, in „Antigone" verwendet, so war er auf seinem letzten Gange der Ausdruck des schneidenden Schmerzes geworden.

Während des Chorals „Jesus meine Zuversicht" wurde der Sarg am hohen Chor auf eine Erhöhung gestellt, sechs große Kandelaber daneben, die erleuchtete Kirche zeigte im Hintergrunde, von der Orgel herniedergesenkt, das dicht mit Musikern und Sängern besetzte Orchester. Chöre aus „Paulus", die Rede des Predigers Howard, endlich der Schlußchor

aus Bach's Passion: „Wir setzen uns mit Thränen nieder u. s. w. Ruhe! Sanfte, sanfte Ruh'"! gaben der Trauerfeier die Weihe.

Als die Kirche sich fast geleert hatte, wurde noch eine weibliche Gestalt, in tiefer Trauertracht, zum Sarge geführt; sie sank an ihm nieder und lag lange im Gebet. Es war Cäcilie, die von Felix' Hülle den letzten Abschied nahm. Sie wußte, daß sie ihn nicht lange überleben werde.

Die Leiche wurde dieselbe Nacht mit einem Extrazuge nach Berlin gebracht, unterwegs hatte sie in Cöthen und in Dessau den frommen Sangesgruß der Vereine erhalten. In Berlin wurde sie am frühen Morgen, durch Taubert's Veranstaltung, von Beethoven's Trauermarsch, Gesang des Domchor's und der Singakademie, einer Rede des Predigers Verduschek empfangen und neben Fanny's Resten in der Familiengruft beigesetzt.

Als Felix das letzte Mal in Berlin von Fanny geschieden, hatte sie ihm Vorwürfe gemacht, daß er so lange nicht an ihrem Geburtstage bei ihr gewesen, und er hatte noch beim Einsteigen in den Wagen ihr die Hand darauf gegeben: „Verlaß Dich drauf, das nächste Mal bin ich bei Dir". Und er hat Wort gehalten, der achte November war Fanny's Geburtstag.

Fast allgemein ist Mendelssohn's Tod als ein vorzeitiger beklagt worden; daß dies auch von mir geschehen, wird man begreiflich finden; was verlor ich nicht an ihm! was hatte ich nicht noch von ihm gehofft! Der gefallene Todesstreich aber sollte mich allgemach belehren, daß dieses Scheiden auf der Höhe des Lebens wohlgethan und im Einklang war mit der merkwürdigen Bevorzugung seines Daseins.

So reich begünstigt und begabt, so viel geliebt und viel bewundert, und dabei so stark an Geist und Gemüth, daß er niemals den Zügel der religiösen Selbstführung, niemals das Maaß der Bescheidenheit und Demuth verlor, sich nie den Sporn der Pflichterfüllung ersparte. Die Erde hat ihm keine ihrer Freuden versagt, der Himmel gewährte ihm alle Befriedigung seines Seelenlebens. Was wogen, gegen diesen Umfang von Friede und Freuden, die Stunden ärgerlicher Launen, die Tage der Trübsal und die des tödtlichen Mißbehagens an den falschen Ehren, die man ihm bot! Der rasche Tod, in Mitte neu unternommener Arbeiten und weitsehender Entwürfe, der ihn der Angst und Unruhe der Welt enthob, vollendete diese glänzende Erscheinung eines wahrhaft glücklichen und beglückenden Menschen.

Druck von Otto Wigand in Leipzig.



Literarischer Anzeiger.

Dramatische und dramaturgische Werke

im

Verlag von J. J. Weber in Leipzig.

Roderich Benedix.

Dramatische Werke.

1. Band. 2. Auflage. — Die Männerfeindinnen, Lustspiel in 2 Acten. — Das bemooste Haupt oder der lange Israel, Schauspiel in 4 Acten. — Die Sclaven, Schauspiel in 3 Acten. 1½ Thlr.

2. Band. 3. Auflage. — Die Sonntagsjäger, Lustspiel in 1 Act. — Die Mode, Lustspiel in 3 Acten. — Doctor Wespe, Lustspiel in 5 Acten. — Der Weiberfeind, Lustspiel in 1 Act. 1½ Thlr.

3. Band. 2. Auflage. — Der Steckbrief, Lustspiel in 3 Acten. — Der Liebestrank oder die neue Erfindung, Lustspiel in 3 Acten. — Der alte Magister, Schauspiel in 4 Acten. 1½ Thlr.

4. Band. 2. Auflage. — Unerschütterlich, Vorspiel in 1 Act. — Der Ruf, Lustspiel in 4 Acten. — Entsagung, Lustspiel in 1 Act. — Der Vetter, Lustspiel in 3 Acten. 1½ Thlr.

5. Band. 3. Auflage. — Die Banditen, Lustspiel in 4 Acten. — Eigensinn, Lustspiel in 1 Act. — Die Sündenböcke, Lustspiel in 3 Acten. — Der Prozeß, Lustspiel in 1 Act. 1½ Thlr.

6. Band. — Die Lügnerin, Lustspiel in 1 Act. — Die Pensionärin, Lustspiel in 3 Acten. — Der Kaufmann, Schauspiel in 5 Acten. $1\frac{1}{2}$ Thlr.

7. Band. 2. Auflage. — Die Hochzeitsreise, Lustspiel in 2 Acten. — Die Eifersüchtigen, Lustspiel in 1 Act. — Der Liebesbrief, Lustspiel in 3 Acten. — Die drei Edelsteine oder Walter's Irrfahrten, Märchenposse in 4 Acten. $1\frac{1}{2}$ Thlr.

8. Band. 2. Auflage. — Die Künstlerin, Lustspiel in 1 Act. — Angela, Liederspiel in 1 Act. — Das Gefängniß, Lustspiel in 4 Acten. — Der Sänger, Liederspiel in 1 Act. — Die Phrenologen, Lustspiel in 1 Act. — Das Lügen, Lustspiel in 3 Acten. $1\frac{1}{2}$ Thlr.

9. Band. 2. Auflage. — Mathilde, Schauspiel in 4 Acten. — Ein Lustspiel, Lustspiel in 4 Acten. — Paula, Drama in 3 Acten. $1\frac{1}{2}$ Thlr.

10. Band. — Oben wie unten, Lustspiel in 2 Abtheilungen. 1. Die Dienstboten, Lustspiel in 1 Act. — 2. Die Herrschaft, Lustspiel in 1 Act. — Die alte Jungfer, Lustspiel in 4 Acten. — Das Concert, Lustspiel in 4 Acten. $1\frac{1}{2}$ Thlr.

11. Band. — Auf dem Lande, Lustspiel in 4 Acten. — Die Gesellschafterin, Schauspiel in 3 Acten. — Die Schuldbewußten, Lustspiel in 3 Acten. $1\frac{1}{2}$ Thlr.

12. Band. — Ohne Paß, Lustspiel in 1 Act. — Junker Otto, Lustspiel in 4 Acten. — Die Stiefmutter, Schauspiel in 3 Acten. — Nein, Lustspiel in 1 Act. — Das Dienstmädchen, Genrebild in 1 Act. — Die Großmutter, Genrebild in 1 Act. $1\frac{1}{2}$ Thlr.

13. Band. — Die Pasquillanten, Lustspiel in 4 Acten. — Wallrade, Drama in 4 Acten. — Eine Fuchshetze, Posse in 6 Bildern. $1\frac{1}{2}$ Thlr.

14. Band. — Der Teufel und der Schneider, Volksposse in 5 Acten. — Blaubart, Lustspiel in 2 Acten. — Das Goldteufelchen, dramatisches Volksmärchen in 5 Acten. $1\frac{1}{2}$ Thlr.

15. Band. — Der Störenfried, Lustspiel in 4 Acten. — Die Crinolinen-Verschwörung, Lustspiel in 3 Acten. — Brandenburgischer Landsturm, historisches Lustspiel in 4 Acten. $1\frac{1}{2}$ Thlr.

16. Band. — Die Fremden, Lustspiel in 3 Acten. — Gegenüber, Lustspiel in 3 Acten. — Der Phlegmatikus, Lustspiel in 1 Act. — Die Prüfung, Vorspiel in 1 Act. — Der Mädchen Waffen, Vorspiel in 1 Act. — Günstige Vorzeichen, Lustspiel in 1 Act. 1½ Thlr.

17. Band. — Die Verlobung, Schauspiel in 3 Acten. — Sammelwuth, Lustspiel in 3 Acten. — Der Dritte, Vorspiel in 1 Act. — Die Pflegetöchter, Lustspiel in 3 Acten. 1½ Thlr.

18. Band. — Auf dem Heirathsbüreau, Schwank in 1 Act. — Vater und Tochter, Schauspiel in 5 Acten. — Die Doppelgängerin, Lustspiel in 3 Acten. — Der Kassenschlüssel, Lustspiel in 1 Act. — Eine Whistpartie unter Frauen, Lustspiel in 1 Act. — Ausreden lassen, Lustspiel in 1 Act. 1½ Thlr.

19. Band. — Doctor Treuwald, Lustspiel in 4 Acten. — Herrschsucht, Lustspiel in 3 Acten. — Die zärtlichen Verwandten, Lustspiel in 3 Acten. 1½ Thlr.

20. Band. — Der geheimnißvolle Brief, Lustspiel in 1 Act. — Das Armband, Lustspiel in 1 Act. — Müller als Sündenbock, Schwank in 1 Act. — Die Epigramme, Lustspiel in 3 Acten. — Das Muttersöhnchen, Lustspiel in 3 Acten. — Versalzen, Lustspiel in 1 Act. 1½ Thlr.

21. Band. — Aschenbrödel, Schauspiel in 4 Acten. — Zwischenträgerei, Lustspiel in 4 Acten. — Der Strauß, Genrebild in 1 Act. — Die Werbung, Genrebild in 1 Act. 1½ Thlr.

Haustheater. Sammlung kleiner Lustspiele für gesellige Kreise. Dritte, vermehrte Auflage. 2 Thlr.

Inhalt: Der Weiberfeind, Lustspiel in 1 Act. — Unerschütterlich, Vorspiel in 1 Act. — Entsagung, Lustspiel in 1 Act. — Eigensinn, Lustspiel in 1 Act. — Der Proceß, Lustspiel in 1 Act. — Die Lügnerin, Lustspiel in 1 Act. — Die Eifersüchtigen, Lustspiel in 1 Act. — Die Hochzeitsreise, Lustspiel in 2 Acten. — Die Künstlerin, Lustspiel in 1 Act. — Die Phrenologen, Lustspiel in 1 Act. — Angela, Liederspiel in

1 Act. — Der Sänger, Liederspiel in 1 Act. — Die Dienstboten, Lustspiel in 1 Act. — Nein, Lustspiel in 1 Act. — Das Dienstmädchen, Genrebild in 1 Act. — Die Großmutter, Genrebild in 1 Act. — Ohne Paß, Lustspiel in 1 Act. — Die Prüfung, Lustspiel in 1 Act. — Der Dritte, Vorspiel in 1 Act. — Der Mädchen Waffen, Vorspiel in 1 Act. — Der Phlegmaticus, Lustspiel in 1 Act. — Günstige Vorzeichen, Lustspiel in 1 Act.

Ludwig Brunier.

Friedrich Ludwig Schröder. Ein Künstler- und Lebensbild. 2 Thlr.

Inhalt: Vorrede. — Schröder's Geburt und Jugendjahre. — Schröder als Schauspieler. — Schröder in den Rollen Shakespeare's. — Schröder als Schauspieldirector. — Die Leiden des Schauspieldirectors. — Die Freuden des Schauspieldirectors. — Schröder als Mensch. — Zwei Duelle Schröder's. — Schröder als Patriot. — Schröder bei Davoust. — Schröder's Verkehr mit berühmten und vornehmen Persönlichkeiten. — Der Tod Charlotte Ackermann's. — Schröder's Tod und Todesfeier.

Eduard Devrient.

Geschichte der deutschen Schauspielkunst. 7 Thlr. 15 Ngr.

1. Band. Geschichte der mittelalterlichen Schauspielkunst.

2. Band. Die regelmäßige Schauspielkunst unter der Prinzipalschaft.

3. Band. Das Nationaltheater.

4. Band. Das Hoftheater.

Meine Erinnerungen an Felix Mendelssohn-Bartholdy und seine Briefe an mich. Mit dem Porträt (Büste) Mendelssohns in Stahlstich. 2 Thlr.

Wilhelm Koffka.

Iffland und Dalberg. Geschichte der classischen Theaterzeit Mannheims. Nach den Quellen dargestellt. 2 Thlr. 15 Ngr.

Heinrich Laube.

Dramatische Werke.

1. Band. Monaldeschi oder die Abenteurer, Tragödie in 5 Acten. 1 Thlr.

2. Band. Rococo oder die alten Herren, Lustspiel in 5 Acten. 1 Thlr.

3. Band. Die Bernsteinhexe, Tragödie in 5 Acten. 1 Thlr.

4. Band. Struensee, Tragödie in 5 Acten. 1 Thlr.

5. Band. Gottsched und Gellert, Lustspiel in 5 Acten. 1 Thlr.

6. Band. 5. Aufl. Die Karlsschüler, Schauspiel in 5 Acten. 1 Thlr.

7. Band. Prinz Friedrich, Schauspiel in 5 Acten. 1 Thlr.

8. Band. 2. Aufl. Graf Essex, Trauerspiel in 5 Acten. 1 Thlr.

9. Band. Montrose, der schwarze Markgraf, Trauerspiel in 5 Acten. 1 Thlr.

10. Band. Der Statthalter von Bengalen, Schauspiel in 4 Acten. 1 Thlr.

11. Band. Böse Zungen, Schauspiel in 5 Acten. 1 Thlr.

Das Burgtheater. Ein Beitrag zur deutschen Theatergeschichte. Mit dem Porträt des Verfassers in Stahlstich. 3 Thlr.

S. H. Mosenthal.

Der Sonnwendhof. Volksschauspiel in 5 Aufzügen. 2. Aufl. In engl. Einband mit Goldschnitt. 1 Thlr.

Die deutschen Comödianten. Drama in 5 Aufzügen. 24 Ngr. In engl. Einband 1 Thlr.

Pietra. Tragödie in 5 Aufzügen. 24 Ngr. In engl. Einband 1 Thlr.

Der Schulz von Altenbüren. Volksdrama in 4 Aufzügen. 20 Ngr. In engl. Einband 1 Thlr.

Ernst Pasqué.

Goethe's Theaterleitung in Weimar. In Episoden und Urkunden dargestellt. 2 Bände. 3 Thlr.

Richard Wagner.

Der Ring des Nibelungen. Ein Bühnenfestspiel für drei Abende und einen Vorabend. 2 Thlr.

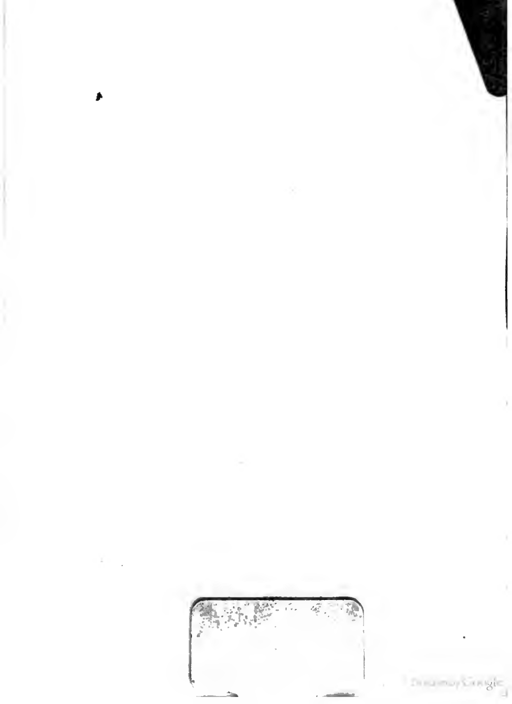
1. Abtheilung: Das Rheingold. — 2. Abtheilung: Die Walküre. — 3. Abtheilung: Siegfried. — 4. Abtheilung: Götterdämmerung.

Deutsche Kunst und Deutsche Politik. 15 Ngr.

Oper und Drama. Drei Theile in Einem Bande. Zweite Auflage. 2 Thlr.



Digitized by Google



Digitized by Google


Digitized by Google